

Dritte Periode.

1812—1818.

In Scripturis discimus Christum, in Scripturis discimus Ecclesiam. Has Scripturas communiter habemus, quare non in eis et Christum et Ecclesiam communiter retinemus? Augustinus ad Donatistas, Ep. CV.

(Aus Overbecks Excerpten.)

7. Tagesanbruch.

(1813.)

Ostini. Keller, Shadow und Wintergerst. Chr. Schloffer. Palmsonntag 1813. Zacharias Werner. Schlegel. Vog. Stolberg. Overbeck an Vogel.

Wir sind nun in Overbecks Lebensgang an dem Punkte angelangt, wo er durch Glauben und Vernunft geleitet ein Mitglied der Kirche wurde. Er hatte vom Elternhause her die ihm theuer gewordene Gewohnheit beibehalten, täglich ein Stück in der Bibel zu lesen. „Ohne dieses Mittel,“ schrieb er an Vogel von Ariccia aus, „strebt man beständig umsonst nach innerer Ruhe, nach Klarheit der Erkenntniß!“ Die heilige Schrift galt ihm als Richtschnur des Christen und Grundlage der Autorität, und er rath darum demselben Freund in einem Brief vom August 1812 mit herzlichem Anliegen, mit der ganzen Bibel sich vertraut zu machen. Ermunternd fügt er bei, daß es bei dieser Lesung „nicht auf eine besondere Ordnung an-

komme, sondern nur auf das herzliche Verlangen Christum darin zu finden"; denn wenn man dieses habe, so werde „uns der heilige Geist den Sinn eröffnen ihn überall zu vernehmen“. Wenn er übrigens einige besondere Stellen anführen sollte, welche er ihm anrathen möchte oft und öfter zu lesen, so wäre es „vor allem die Bergpredigt, wie überhaupt Alles was in den Evangelisten Christus lehrt, dann in den Briefen die 5 letzten Capitel an die Römer, die beiden an die Corinthier, besonders im ersten das 13. Cap., der Brief von Jacobus, die von Paulus an den Timotheus und an den Titus, und in der Offenbarung das was an die 7 Gemeinden geschrieben wird“. — Vor allen Dingen aber, so schließt er seinen Zuruf an den etwas laxeren und zweifelsüchtigen Freund, mit dem er einmal vor Rasafs Disputa einen lebhaften Disput über das Altarssakrament hatte, „laß uns in Einfalt annehmen was uns in der Bibel gesagt wird, nicht drehen und deuteln um unsern Lüsten nebenbei auch noch Raum zu lassen, sondern wo uns etwas schwer zu erfüllen dünkt, da laß uns lieber glauben, daß unsre Schwachheit Schuld sei, als daß es anders müsse gemeint sein. So aber jemand der Weisheit mangelt, sagt ein Apostel, der bitte von Gott der da giebt einfältiglich jedermann, und rückt es niemandem auf.“

Während er aber so Christus in der Bibel suchte und seinem reformirten Züricher Freunde anlag ein Gleiches zu thun, war er doch hin und wieder, und schon seit geraumer Zeit, selbst von Zweifeln beunruhigt. Er sah, daß auch den Katholiken die heilige Schrift das untrügliche Wort Gottes sei, nur daß diesen die Gewähr für den göttlichen Ursprung derselben in der Kirche beruhte. Er fühlte, daß er einer übernatürlichen Hülfe bedürfe, und schrieb dieses Verlangen nach Trost und Beruhigung zumeist der Entbehrung des kirchlichen Abendmahles zu, da er seit dem Weggang von Wien keinem protestantischen Gottesdienst mehr beigewohnt hatte. In Rom gab es einen solchen nicht. Die englische Kapelle wurde erst im Jahre 1818 eröffnet. Um dieselbe Zeit ungefähr stellte auf Niebuhrs Andringen die

preußische Regierung bei ihrer Gesandtschaft einen Prediger an; Dr. Schmieder, der erste lutherische Pastor in Rom, langte im Sommer 1819 an. Zu der Zeit, von der wir reden, waren gläubige Protestanten für ihre religiöse Erbauung auf sich selber angewiesen, und Manche halfen sich damit, daß sie ihre sonntägliche Andacht in einer der katholischen Kirchen verrichteten.

Auch Overbeck that dieß von Zeit zu Zeit, und es drängte sich ihm die Frage auf: warum so verschiedene Spaltungen und Bekenntnisse, im Gegensatz zu der Verheißung des Heilandes, daß nur Eine Heerde und Ein Hirte sein werde? Er machte sich mit Stolbergs Geschichte der Religion Jesu bekannt; er las Thomas von Kempen und gewann ihn so lieb, daß er ihn auch Anderen, namentlich Vogel, empfahl.

Inzwischen hatte der Landaufenthalt in Ariccia, nach Pforrs Tode, so wohlthätig auf seine Stimmung gewirkt, daß er geistig und körperlich erfrischt nach der Stadt kam. Anstatt in die beschränkten Räume seiner Zelle zu St. Isidor zurückzukehren, hatte er sich bestimmen lassen, in der Via di Porta Pinciana ein geräumiges, wenn auch dürftig möblirtes Zimmer zu miethen und zwar unter demselben Dache mit Johannes Veit, der diesen Entschluß mit festlicher Freude begrüßte¹. Das große stattliche Haus, Palazzo Guarnieri, war bequem gelegen auf dem Pincio, ungefähr einen Steinwurf weit von seinen beiden früheren Wohnungen, der Villa Malta und St. Isidor. Overbeck und Veit wohnten im ersten Stock, während ihr Hausherr, der Bildhauer Pulini, mit seiner Familie die unteren Zimmer inne hatte, welche rückwärts auf den kleinen eingeschlossenen Garten gingen. Overbeck fand sich hier bald so heimisch, wie Veit. Er gewann wie dieser Interesse und Zuneigung für die wackeren Hauswirthe, den Signor Giovachino, und dessen Frau, Signora Benedetta, welche die Aufmerksamkeit und Gefälligkeit selbst war; wurde

¹ S. Veits Brief an seinen Vater bei Raich, „Dorothea von Schlegel“ II. 101. 115.

vertraulich mit den Kindern, besonders mit den zwei kleinen Mädchen, Carolina und Lalla, und stand auch mit der alten Magd, mit den Kanarienvögeln und den Turteltauben auf gutem Fuß.

Auch Wintergerst wohnte mit ihnen unter einem Dache. Seit dem Tode Pforrs war, nach seinem eigenen Geständniß, „eine Umwälzung in ihm vorgegangen“. Leidend und tief darnieder gebeugt, war er von dem Sterbebett des Freundes, den er so treulich gepflegt, nach Rom zurückgekehrt. Als er sich vom Fieber erholt, suchte er einen Seelenarzt auf, um auch geistig zu genesen. Er fühlte das Bedürfniß, wie er Overbeck schreibt, „mit dem Vater im Himmel und mit seinem Gewissen sich auszuöhnen“; er fand einen vortrefflichen Geistlichen, „einen Mann nach dem Herzen Gottes“, bei dem er als Katholik seine vergessenen religiösen Pflichten erfüllte, und nun genoß er eines Friedens und einer Freude, die er nicht beschreiben kann. Ihm war wie Einem, der „vom Tod ins Leben übergegangen“. — „O wie wünsch' ich, daß alle Menschen so seelenvergnügt sein könnten, und besonders wünsch' ich sie Euch allen, Ihr Lieben!“ versichert er den damals noch in Ariccia weilenden Genossen.

Dies war der Stand der Dinge, als Overbeck vom Lande zurückkam und die neue Wohnung bei den Freunden bezog. Hier hörte er nun, daß während seiner Abwesenheit Johannes Veit, Wintergerst, Keller, Wilhelm Schadow und dessen älterer Bruder Rudolf, ein vielversprechender Bildhauer, bei einem Priester zusammenzukommen pflegten, den sie einen ausgezeichneten Seelenarzt nannten, so recht dazu befähigt, religiöse Scrupel zu lösen und geistige Bedrängniß zu erleichtern. Es war der Abbate Pietro Ostini (geb. zu Rom am 27. April 1775), Professor der Kirchengeschichte am Collegium Romanum; derselbe Theologe, der den Dr. Christian Schloffer in die katholische Kirche aufgenommen hatte. Keller und Wilhelm Schadow wünschten sehr, daß Overbeck sie an einem dieser Abende in die

Conferenzen begleiten möchte, welche in der Wohnung des Professors, an der Piazza Sciarra Nr. 61, stattfanden. Er lehnte das Ansinnen zuerst ab, gab aber schließlich dem Drängen nach und willigte halb aus Neugierde, halb aus Gefälligkeit ein, als passiver Zuschauer mitzugehen¹.

So geschah es, und Overbeck fand zu seiner Ueberraschung, daß der Vortragende, weit entfernt fanatisch oder intolerant zu sein, menschliche Mängel und Gebrechen, welche die Kirche entstellten, freimüthig anerkannte und beklagte, und dem Privaturtheil in nicht wesentlichen Dingen volle Freiheit einräumte. Was er dagegen mit Nachdruck betonte und begründete, war die Nothwendigkeit einer äußern Autorität in geistlichen Dingen.

Das Mißtrauen schwand, das Interesse wuchs, und so schloß sich Overbeck seinen Freunden auch bei den folgenden Abendbesuchen an und lauschte den Vorträgen des Professors, der mit einem streng logischen Verstand geniale Auffassung verband, wogegen ihm der Kunstsinne gänzlich abging. Indes hatte dieß gerade einen Reiz für die jungen Künstler, welche nur nach geistiger Erkenntniß dürsteten und die lautere Wahrheit in den höchsten Dingen suchten.

In diesen Conferenzen schlug Professor Ostini — wie aus einem italienisch niedergeschriebenen Abriß zu ersehen — den Weg geschichtlicher Entwicklung ein, indem er an dem Zeugniß von Irenäus, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und anderer Väter die Nothwendigkeit erörterte, daß das geschriebene Wort Gottes durch göttlich bestellte Organe erklärt werden müsse; während die thatsächliche Erfahrung die Unmöglichkeit bezeuge, durch Privatauslegung eine einmüthige Erklärung des wahren Sinnes der Bibel herzustellen. „Die Schrift ist ein Codex, den jeder nach seiner Weise interpretirt.“

Und was die Einheit des Glaubens betrifft, erklärte er, so

¹ Frau Hoffmann's Erinnerungen aus Overbeck's mündlicher Erzählung.

kann sie nicht erhalten werden, wenn Jedermann die Bibel nach seinem Sinn erklärt, noch kann bei diesem Verfahren eine Sicherheit für die wahre Inspiration der heiligen Schrift bestehen: es gibt kein Buch in der Bibel, dessen Autorität nicht in Zweifel gezogen worden wäre. Wenn man die unmittelbare Erleuchtung des heiligen Geistes als hinreichende Gewähr für jeden aufrichtigen Christen urgirt, so müßte man erst die Widersprüche des heiligen Geistes erklären, der seine Lehre der Voreingenommenheit seiner Hörer anbequemt. Wie kann der Geist der Wahrheit einem Calvin gesagt haben, daß die Briefe der Apostel Judas und Jakobus kanonisch seien, das Gegentheil aber dem Luther? Wie verträgt sich derselbe Geist mit den sich widersprechenden Auslegungen der Eucharistie? — Ferner, welcher Theil der heiligen Schrift enthält den vollen Glaubensinhalt? Die Evangelisten haben einen kurzen Bericht von dem Leben des Herrn gegeben, aber keineswegs alle seine Worte und Thaten aufgezeichnet. St. Lukas berichtet nur einen Theil der Geschichte der Apostel, namentlich des Apostels Paulus. Wir haben einige Briefe von den Aposteln voll herrlicher Lehren und Unterweisungen, aber den Umständen angepasst, für welche sie geschrieben sind. Die Apokalypse enthält einige Visionen des hl. Johannes. Jesus Christus hat niemals die Bibel als einzige Regel unseres Glaubens aufgestellt, sondern das Wort des Lebens hat die Apostel und ihre Nachfolger ausgesendet; er sagte nicht: traget die Bibel hinaus und wer an sie nicht glaubt, wird verdammt sein; sondern er hat gesagt: gehet hin und lehret alle Völker! mit der Verheißung, mit ihnen zu sein bis an's Ende der Zeiten. Als Jesus redete, waren die Bücher des neuen Testaments noch nicht; als die Apostel die Kirche gründeten, waren die heiligen Bücher noch nicht. Die Kirche begann zu wachsen, und von den Büchern war erst ein Theil erschienen, und als diese endlich sämmtlich geschrieben und genügend verbreitet waren, hatte die Kirche sich weithin über die Erde ausgebreitet. Der Herr hat einige zu Aposteln, andere

zu Propheten, andere als Evangelisten, andere als Hirten und Lehrer erwählt, damit der Leib der Kirche erbaut werde, bis alle in der Einheit des Glaubens und in der Erkenntniß des Sohnes Gottes vereinigt sind.

Diese Körperschaft der Gläubigen, von Christus ihrem unsichtbaren Oberhaupt regiert, ist die Kirche, deren Autorität und Unfehlbarkeit alle Väter anerkennen. Wer waren jene, daß sie diesen großen Lehrern entgegentreten konnten, welche von den Wassern der Wahrheit nahe an ihrer Quelle tranken? Wer waren sie, daß sie die Weisheit Christi verwerfen wollten, da er, um die Einheit dieser Körperschaft zu bewahren, Petrus als ihr sichtbares Haupt eingesetzt hat? . . .

Wenn nun die Kirche lehrt, daß Gott die Gläubigen alle in der Einheit einer Körperschaft zu retten wünsche, so wäre es doch ein Mißverständniß anzunehmen, daß sie alle verdamme, welche von der einen Gemeinschaft getrennt sind. Sie hat Mitleid und Gebet für diejenigen, welche schuldlos, durch den Zufall der Geburt und der Erziehung getrennt sind, und schließt vom Heile nur jene aus, die sich von der vom Heiland gegründeten Genossenschaft halsstarrig scheiden, die mit Bewußtsein die Bande des Friedens und der Liebe zerreißen, in welchen alle Glieder sollten vereinigt sein.

Noch weniger verstehen solche den Geist des Katholicismus, welche glauben, daß diese Religion etwas anderes suche als Christus, da sie doch einzig darnach strebt, daß ihre Kinder Gott lieben und ein heiliges Leben führen. Darauf zielen ihre Ceremonien und Sakramente, besonders das der Buße und der Eucharistie. Was die Kirche vornehmlich von sich austieß, waren die Irrthümer über den freien Willen, über die guten Werke, über die Rechtfertigung allein durch den Glauben. Schlechte gibt es in allen Confessionen, aber wo gibt es solche Helden der christlichen Liebe wie in der katholischen Kirche? Männer — um nur beim Zeitalter Luthers zu bleiben — wie Joseph Calasanz, Hieronymus Emiliani, die ihr Leben den

Unheilbaren, der Rettung der Waisen und Verkommenen, dem Unterricht armer Kinder opferten? Wo anders finden wir von frühen Zeiten an zahlreiche Genossenschaften von Männern, welche sich der Befreiung der Sklaven, dem Dienst der Armen und Unwissenden, der Lahmen und Blinden widmen? Wenn das die Früchte der Kirche, das ihre hervorragenden Tugenden sind, können wir dann ihr Anrecht auf Gottes besondere Fürsorge und Liebe in Zweifel ziehen; können wir annehmen, daß sie von Ihm der Finsterniß überlassen sei; können wir in Wahrheit glauben, daß Er Jahrhunderte lang seine Getreuen in Irrthum gelassen habe, bis er als seinen erkornen Apostel Martin Luther gesendet?

Das Argument von einer unsichtbaren Kirche hat sich auf Erden allezeit als unhaltbar erwiesen. Die Kirche ist eine Vereinigung von Menschen, die mit Herz und Mund einen Glauben bekennen, also sichtbar. „Sage es der Kirche“, spricht Jesus bei Matthäus. Für diese Sichtbarkeit zeugen der heilige Paulus und die alten Väter. — — —

Als Professor Ostini diese (hier nur auszüglich mitgetheilten) Argumente zu Gunsten der Kirche seinen Zuhörern vorgelegt hatte, fing Overbeck an, die Fragen und Streitpunkte gewissenhaft, in der Gegenwart Gottes, inbrünstig um Erleuchtung betend, zu studiren. Wahrscheinlich war es auch Ostini, der ihm für sein weiteres Studium die Werke der Väter verschaffte. Denn aus dieser Periode stammt eine Reihe von Auszügen, welche Overbeck aus Ignatius, Clemens von Rom, Irenäus, Cyprian, Origenes, Laktantius, Eusebius, Athanasius, Hilarius, Basilius, Cyrillus, Hieronymus, Chrysostomus, Ephrem, Augustinus über die Einheit und Autorität der katholischen Kirche gemacht und übersetzt hat. Zu seiner tiefen Beruhigung fand er, daß diese glaubwürdigsten Lehrer dieselbe Theologie lehrten und begründeten, wie Ostini; daß sie alle darin als einem Hauptpunkte übereinstimmten: der Weg oder das Mittel, wodurch wir zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheit gelangen, sei,

die Stimme der Hirten zu hören und ihr zu gehorchen — „der Kirche, die von Christo gegründet worden zum Unterricht für Alle, verbreitet zu dem Ende durch alle Völker, sichtbarlich fortbestehend in der Succession der Hirten und des gläubigen Volkes durch alle Jahrhunderte. Weßhalb die Kennzeichen dieser Kirche sind: Einheit, Sichtbarkeit, Unaufhörbarkeit, Abstammung von den Aposteln her, Katholicität und Heiligkeit.“¹

Er zog daneben, wie seine Excerpte erweisen, auch Luthers Werke zu Rath, und fand in denselben das Zugeständniß, „daß die römische Kirche für alle andern geehret sey“, und ebenso das Bekenntniß: „daß im Pabstthum die rechte heilige Schrift sey, rechte Tauf, rechtes Sacrament des Altars, rechte Schlüssel zur Vergebung der Sünden, recht Predigamt, rechter Catechismus; ich sage, daß unter dem Papst die rechte Christenheit ist, ja der rechte Ausbund der Christenheit, und viele frommer großer Heiligen. Ist denn nun unter dem Papst die Christenheit, so muß sie wahrlich Christi Leib und Glied seyn, ist sie Sein Leib, so hat sie rechten Geist, Evangelium, Glauben, Taufe, Sacrament, Schlüssel, Predig-Amt, heilige Schrift und alles was die Christenheit haben soll.“² — Ferner Luthers Aeußerung von der wesentlichen Gegenwart Christi in dem Sacrament des Altars, daß „das Gezeugniß der ganzen heiligen christlichen Kirche uns allein genugsam sein soll bei diesem Artikel zu bleiben; denn es ist gefährlich und erschrecklich, etwas zu hören oder zu glauben wider das einträchtig Zeugniß, Glauben und Lehre der ganzen heiligen christlichen Kirche, so von Anfang her nun über fünfzehnhundert Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat“.

¹ Overbecks eigenhändige Aufzeichnungen.

² „Geschrieben A^o 1528“, bemerkte Overbeck dazu, „also 11 Jahre nach dem Anfang der Reformation. Luth. 4 Tom. Jen. fol. 320 a.“ Overbeck hatte die alte Zenaer Ausgabe zur Verfügung, die Kirchen-Bosill in der Wittenberger Ausgabe (1530—1544), die Tischreden gedruckt zu Gisleben 1556.

Und diese Anschauungen fand der Forschende bekräftigt durch die Augsburger Confession, in welcher die Unterzeichner versichern, daß der Hauptinhalt ihrer Lehre mit derjenigen der katholischen Kirche übereinstimme, und erklären, daß es auch hinsichtlich der abweichenden Punkte auf keine dauernde Spaltung abgesehen sei, sondern daß sie appelliren an ein allgemeines, durch den Papst zu berufendes Concil.

So erkannte Overbeck nach einer sorgsamten Untersuchung, daß die katholische Kirche nicht allein von ihren größten Leuchten, sondern selbst von denen ehrende Zeugenschaft erfuhr, welche gegen sie ankämpften und ihrer Autorität sich widersetzten; er fand, daß ihr Lehrsystem ebensowohl von den machtvollsten Argumenten gestützt wie durch den Gang der Geschichte thatsächlich gerechtfertigt werde.

Alle freie Muße war jetzt diesen ernststen Studien gewidmet, und die fortschreitende Forschung bestärkte und vertiefte die gewonnene Ueberzeugung. Mehr und mehr fühlte er, daß es von seiner Seite unrecht wäre, wenn er sich der Erkenntniß des geoffenbarten Willens Gottes verschließen würde; und er hätte wohl schon bald die Aufnahme in die Kirche nachgesucht, wenn nicht die Rücksicht auf seine Eltern ihn von einem raschen Schritte abgehalten hätte. Kindesliebe und Wahrheitsliebe trieben ihn an, seinem Vater die Gründe seiner Umwandlung ausführlich in aller Offenheit vorzulegen. Und so durchdrungen war er von der Güte seiner Gründe, daß er die stille Hoffnung nährte, daß der Vater nicht bloß seine Einwilligung geben, sondern vielleicht sogar seiner Ueberzeugung sich anschließen würde.

Schon gegen Ende des Jahres 1812 gab er dem Vater von der beginnenden Wandlung Kenntniß in einem Briefe, den dieser als „ein recht betrübtes Weihnachtsgeschenk“ empfing und mit dem Eifer eines Protestanten beantwortete, der keine andere Autorität als die Schrift erkennt und jedes „Glaubens-Tribunal“ als einen Feind der evangelischen Freiheit, als eine

bloße Polizei-Institution betrachtet. „Mit Thränen“ schreibt er dem geliebten Sohne, der ihm bisher nur ungemischte Freude bereitet, und beschwört ihn, ja nichts zu übereilen und sich die Sinne nicht verwirren zu lassen; denn was er von der göttlichen Autorität der Kirche geäußert, konnte unmöglich wahrhaftige Ueberzeugung sein, er war nur überredet, „überredet erstlich durch seine Phantasie und dann durch Vorspiegelung der Freunde und deren Hilsmänner“. Was seine Sehnsucht nach dem Genuß des Abendmahles betreffe, so wollte er ihm zwei Auswege zeigen: entweder daß sein Sohn sich mit Gleichgesinnten in seinem Kämmerlein versammle „nach Art der ersten Christen, die das Liebesmahl gehalten und nach dem Mahle Brod und Wein geheiligt und genossen hätten zu Seinem und Seines Todes Gedächtniß“; oder auch daß er Rom verlasse und an einen Ort ginge, wo er das Abendmahl in kirchlichen Formen celebriren könnte. Er warnt ihn, auf der Hut zu sein an einem Orte, „wo man die Gewissen in Fesseln schlägt aus Herrschsucht, wo man die Lehre, die Bibel verstümmelt aus Herrschsucht“.

Alle seine Beredsamkeit bietet er auf, um den gefürchteten Schritt zu verhüten. Zu den eigenen Argumenten fügt der Senator noch die von Fachmännern. Er hoffte seinen „bethörten schwärmerischen“ Sohn besonders durch die gelehrten Deduktionen eines philosophischen Freundes zu bekehren, indem er sich der Auseinandersetzungen des Professors Reinhold bediente und aus dessen „Ehrenrettung der Reformation“ die schlagendsten Stellen für ihn aushob. Er zweifelte nicht, daß Fritz den Professor Reinhold als einen gerade hierin competenten Mann beachten würde, der Katholik und Priester gewesen und so das katholische System im Innersten durchschaut haben mußte.

Die eindringliche Warnstimme des Vaters verschehlte des Eindrucks nicht. Sie machte den guten Sohn einen Augenblick wankend, vermochte ihn aber doch nicht in seinen geistigen Nöthen zu beruhigen. Bei tieferem Nachdenken erkannte er vielmehr,

daß die Berufung auf den „freien Gebrauch der Vernunft in Religionsfachen“ nur seine eigene Verantwortung erhöhte, diejenige Form der Gottesverehrung anzunehmen, welche sich seiner Einsicht, seinem bessern Urtheil am meisten empfahl.

Unter den verschiedenen katholischen Freunden, welche Friedrich Overbeck besaß, hatte keiner in höherem Grade sein Vertrauen gewonnen, als Dr. Christian Schloßer, der, um mehrere Jahre älter als er, durch Bildung, Charakter und edle milde Gesinnung ihm und seinen Genossen in Rom theuer geworden, um diese Zeit jedoch nach seiner Vaterstadt Frankfurt zurückgekehrt war. Bekannt ist, wie der lebendige begeisterte Mann vor-
mals die Bewohner von S. Isidoro enthielt. Ein Liebhaber Dante's zu einer Zeit, wo der große Dichter aus der Mode war, hatte er ihnen in den Winterabenden des Florentiners *Divina Commedia* in fließend schönem Deutsch übersetzt und erläutert, und war ihnen, nach dem Zeugniß von Cornelius, „ein wahrer Trost“ gewesen. Nachdem Dante zu Schloßers Conversion beigetragen hatte, verstehen wir, wie Overbeck am Tage von Schloßers Abreise aus Rom, 19. April 1812, in seinem Tagebuch der Hoffnung Raum gibt: daß der gute Same Wurzel schlagen möge, den derselbe in seine Seele gestreut. Er bewahrte dem Scheidenden auch in der Ferne sein Vertrauen. Als er gegen den Schluß desselben Jahres dem Frankfurter Freunde von seiner wachsenden Hinneigung zum Katholicismus Kunde gab, sich aber gleichzeitig über Dunkelheit in seinem Innern beklagte, da bat ihn Schloßer, in einem Briefe vom 20. December 1812, geduldig zu harren, nicht zu drängen, sondern sich in Gottes Hand zu geben; was dem Menschen in solcher Lage zustehe, sei allein das in uns Störende zu entfernen; alles Hervorbringen sei Werk der Gnade Gottes. „Sein mildester Gnadenengel möge Sie leiten. Wenn er ruft, und dann allein, folgen Sie!“

Overbeck forschte und harrte „mit allem Ernst, mit aller Liebe und Gelindigkeit, mit aller Demuth und Ergebung, aber

auch mit allem festen Vertrauen“, daß Gott seinen redlichen Bemühungen die rechte Kraft verleihen werde¹.

Die Nothwendigkeit einer sichtbaren Kirche — das war der Cardinalpunkt, der für Overbeck entscheidend war, und wogegen auch der Vater zumeist ankämpft. Denn nur dieser Satz, und nicht der Reiz des Cultus — so erklärte er gegenüber den Einwänden des Vaters auf's bestimmteste — habe ihn ergriffen und gewonnen². Hieraus, aus diesem Fundamentalsatze, ergaben sich ihm die weiteren Punkte: Tradition, Primat, Hierarchie, Untrüglichkeit der Lehre u. als natürliche Folgerungen von selbst.

Und allmählich wurde die Ueberzeugung so stark in ihm — „die volle, feste, vernunftgemäße Ueberzeugung, daß die von der katholischen Kirche aufbewahrte Lehre die wahre, nemlich von Christo den Aposteln und durch sie der ganzen Welt für Alle gegebene Lehre sei“³, daß er nicht länger dem Rufe zu widerstehen wagte ohne die Gefahr, sein eigenes Heil auf's Spiel zu setzen.

Am Palmsonntag, den 13. April 1813, legte Overbeck in der Lancellotti-Kapelle der mit dem Collegium Romanum verbundenen Kirche S. Ignazio, vor dem Altar, welcher die Gebeine des hl. Morysius Gonzaga enthält, das feierliche Glaubensbekenntniß in die Hände des Professors Ostini nieder. Am Palmsonntag ward der Maler mit dem Palmzweig, der einst mit der Composition des Palmeneinzugs in Rom eingezogen, in die katholische Kirche aufgenommen, um in ihrem Schooße hinfort „für seine Seele unaussprechliche Ruhe, für seinen endlichen Verstand einen leitenden Stern, für sein Herz volle Genüge zu finden“⁴.

Er stand jetzt in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre. Von den Freunden, welche von seinem Vorhaben wußten, weilten

¹ Overbecks Worte in einem Briefe an L. Vogel, vom 22. Mai 1813.

² Laut Brief des Vaters Overbeck vom 8. April 1813.

³ Overbecks Worte im Brief an L. Vogel in Zürich.

⁴ Worte Overbecks in einem Brief an L. Vogel vom 15. Mai 1816.

nur wenige in Rom. Wintergerst und Keller, die beiden Schwaben, „die beiden goldenen Jungen von altem Schrot und Korn“, wie er sie in einem Briefe nennt, waren im Februar abgereist; Johannes Veit befand sich in Orvieto, wo er von Overbeck am 5. Mai die Mittheilung von dem vollzogenen Akte erhielt. Der Nächste, der in's Vertrauen gezogen wurde, war der treue Sutter in Wien.

Overbeck an Sutter.

„Rom, am 21. Mai 1813.

„Wenn ich nicht längst Deine unerschütterliche Freundschaft kennete, so würde ich in allem Ernste fürchten müssen, daß dies mein Stillschweigen mir einen Grad Deiner Liebe möchte entzogen haben; allein ich kenne Dich und ich bedarf nichts als mir Dich recht lebhaft zu denken, um alle Besorgniß schwinden zu machen; und so sage ich denn Dir nur, daß es mir in der That unmöglich war, Dir bisher zu schreiben, die Ursache findest Du nachstehend. Gottlob war es weder Krankheit noch sonst etwas Widriges was mich abhielt, sondern etwas wofür in alle Ewigkeit meine Seele den Herrn besingen wird.

„Ich war nemlich vergangenen Herbst kaum von meinem Sommeraufenthalte auf dem Lande in die Stadt zurückgekommen, als ich die Bekanntschaft eines Geistlichen hier machte, eines Mannes den ich in jedem Betracht ein Muster eines Weltgeistlichen nennen möchte, indem er strenge unverrückte Rechtgläubigkeit mit einer schönen edlen Aufklärung verbindet, unermüdeten Eifer für seinen Beruf besitzt und durch liebevolles Entgegenkommen alle Herzen gewinnt. Ich hatte oft und lange über das Wichtigste dieser Welt, den wahren Glauben, nur bei mir selbst nachgedacht und war auf den Punkt gekommen zu glauben, daß nur dadurch wieder Eine Heerde und Ein Hirt entstehen könnte, welches doch der innigste Wunsch jedes Christen sein muß, wenn alle Menschen des Unterschiedes zwischen Katholiken und Protestanten vergessen würden, welches

freilich nur aus Unkunde entstehen konnte, indem es, recht bedacht, Erkaltung von beiden Seiten voraussetzt; allein so dachte ich als ich die Bekanntschaft jenes Priesters machte. Ich wußte bis dahin von der katholischen Lehre sehr wenig, nichts gründlich, und wollte mich daher bei diesem Priester ein wenig unterrichten, dachte aber nichts weniger, als das, was daraus hernach wirklich folgte. In wenigen Abenden aber bewies er mir die Nothwendigkeit einer sichtbaren Kirche so klar und überzeugend, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel und ich nicht begreifen konnte, wie das nicht jeder Mensch erkennen mußte.

„Ich setzte meine Abendbesuche fort mit einigen Freunden, und war nach kurzem innern Kampf durchaus überzeugt von der Wahrheit der katholischen Lehre, daß nemlich nur bei der Kirche die von unserm Herrn geoffenbarten Wahrheiten rein und vollständig aufbewahrt seien, daß es also die Pflicht eines jeden Menschen sei, in ihr die Fülle des Heils zu ergreifen. Welch ein Licht ging mir mit dieser Erkenntniß auf! Ich erkannte nun, warum mit der Reformation auf einmal jener Geist der Einfalt und Frömmigkeit, der aus allen alten Werken aller Kunst und Wissenschaften spricht, wie verwischt, wie verschwunden ist, und statt dessen eine Aufgeblasenheit eintritt und eine Art von Aufklärung, die dem Menschen alle sichere schönere Beziehung raubt, ihn kalt und unempfindlich für die Schönheit und den Einfluß der Künste macht. Kurz, wohin ich sah, strahlte mir neue Klarheit, neue Ueberzeugung entgegen, und ich wäre auf der Stelle übergetreten, wenn ich nicht gefürchtet hätte, meine ehrwürdigen Eltern durch einen so plötzlichen Schritt zu hart zu treffen.

„Indessen begann ich sogleich einen lebhaften Briefwechsel mit meinem Vater, dem ich meine kürzlich erworbene Erkenntniß sehr ausführlich mittheilte, in der Hoffnung, daß auch er von dem Gewichte der Gründe bewogen nicht bloß mir seine Einwilligung geben, sondern selbst mir folgen würde. Dieser Briefwechsel nun, dem ich alle meine Zeit widmete, die mir

von Arbeiten übrig blieb, war die Hauptursache meines langen Stillschweigens gegen Dich, theurer Sutter! das Du mir gewiß auch verzeihen wirst. Leider! hatten meine Briefe nicht den gewünschten Erfolg. Mein Vater, der in heftigen Vorurtheilen gegen den Katholicismus alt geworden ist, opponirte sich heftig dagegen; ich schrieb ihm Briefe über Briefe, immer ohne Erfolg. Seine Antworten indessen waren von der Art, daß sie mich zwar zuerst etwas wanken machten, aber bei näherer Betrachtung nur noch mehr stärkten. Ich entschloß mich daher am Ende, hier im Stillen überzutreten, ihm aber meinen Schritt noch zu verheimlichen, bis ich ihn nach und nach würde mehr überzeugt haben.

„Der Palmsonntag war der für mich so wichtige, so unvergeßliche Tag, wo ich nach einer viertägigen Vorbereitung in einem Kloster in den Schooß der Kirche aufgenommen ward. Es geschah ganz im Stillen, aber was in mir vorging, das sprechen keine Worte aus¹. Seitdem führe ich ein geregeltes katholisches Leben, und der Genuß der heiligen Sakramente wirkt eine Ruhe und himmlischen Trost in mir, daß ich mit Muth allen Kämpfen, die meiner deshalb warten, und allen Leiden, die sonst der Herr mir schicken sollte, entgegen gehe.

„Danke auch Du, mein geliebter Bruder, in inbrünstigem Gebete unserm Gott, daß er in dem geringsten seiner Knechte

¹ Aehnlich schreibt Overbeck an den in Orvieto weilenden Johann Veit: „Von mir setze ich noch hinzu, daß mich die Gnade Gottes nunmehr wirklich in den Schooß der Kirche zurückgeführt hat. Der Palmsonntag war der unvergeßliche Tag für mich, wo ich eintrat in das Heiligthum des Herrn, und Er, der Heilige, mich würdigte, in meine unwürdige Hütte zu kommen. Ganz im Stillen geschah es in einer kleinen Kapelle im Collegio Romano, aber in meinem Herzen war großes Gestränge! Bete für mich, mein Lieber! und für meine Eltern und Geschwister: für mich, daß der Herr das Werk in mir vollende, das Er angefangen hat; für meine Eltern und Geschwister, daß Er sie mit dem Lichte der Gnade erleuchten wolle.“ M. Raich, Dorothea von Schlegel II. 167—168.

seine Gnade so herrlich erwiesen hat, daß er uns, mein Geliebtester, geistig noch enger vereinigt hat, vereinigt mit ewig unauflöslichem Bande, wenn wir nur treu seiner Spur folgen, seiner Liebe nie vergessen. Da Du aber einsehen wirst, daß ich gegründete Ursache habe diese Sache noch zu verheimlichen, so brauche ich wohl nicht hinzuzusetzen, daß ich Dir dieselbe nur unter dem Siegel strenger Verschwiegenheit anvertraue. Es weiß bis jetzt noch niemand davon als meine Freunde, doch unter diesen auch Vogel noch nicht, den ich auch besser durch Briefe überzeugen zu können hoffe, als mündlich, weil man in mündlicher Unterredung leicht in einen Eifer geräth, der hinderlich ist, eine Sache ruhig und klar zu betrachten."

Sutter, der Overbeck stets als einen der Auserwählten betrachtete, welche „dem Lamme folgen“, zählte den Tag, an dem ihm diese Mittheilung durch Colombo's Frau zugebracht wurde, „zu den merkwürdigsten seines Lebens“, obwohl er auf diese Umwandlung vorbereitet war, die sich ihm „schon in Wien in seinen Kunstwerken und Handlungen prophezeite“, ebenso wie Wintergerst, an dessen Seite Overbeck zuweilen in Mariahilf dem Gottesdienste bewohnte; schon damals glaubte er, wenn er Overbeck in der Kirche „vom Volksgefange so ergriffen“ sah, im Stillen zu ahnen, daß derselbe einst, wie sein Kunst-, auch noch sein Glaubensbruder werden würde. Es bedurfte auch nur einiger Aufmerksamkeit von Seite seiner Genossen in Rom, um zu erkennen, daß die angeborne Neigung und Richtung dieses stillen, kindlich lautern Geistes ihn in den Hafen des Lichtes und der Liebe leiten würde.

Das förmliche Glaubensbekenntniß ihres Führers erfüllte natürlich die Gemüther der jungen katholischen Künstler mit der tiefsten Befriedigung; aber auch als er noch Protestant war, hatten sie niemals einen Zweifel, daß er „ein Himmelsbürger“ sei. Mit einer gewissen Ehrfurcht sahen sie, wie er so ruhig unter ihnen dahin wandelte, „ein Vorbild des Guten, freudig Gott dienend und alles Leiden getrost aus Seiner Hand

nehmend, die Gebrechen des Nächsten tragend, von allen Menschen Gutes redend, sich selbst anklagend, mit Zeit wie mit Worten haushaltend, nach Anlaß und Kraft Gutes thugend.“¹ Ja, so lange sie mit ihm lebten, fühlten sie von seinem Beispiel sich gehoben und gefördert, so daß sie nach dem Scheiden aus Italien keinen mehr als ihn vermißten, und Wintergerst innig klagte, daß er, gerade da er anfang ihn ganz zu verstehen und aus seiner Religion und Kunst Nutzen zu ziehen, ihn verlassen mußte.

„Wie einsam lebe ich hier“, schreibt Wintergerst aus Schrezheim bei Ellwangen, den 9. August 1813, an Overbeck. „Doch dies dank ich dem Himmel. Alles ist schön und heiter um mich her, und dieses ist so recht die Lage, mein Inneres umzuschaffen, das was ich durch Dein Beispiel, o Lieber, sahe und durch so manche Gespräche über das Heil von Dir und unserm lieben Werner hörte, in mir zu befestigen, wozu Jesus, den ich glaube mit Inbrunst zu suchen, mir seine Gnade verleihen möge. So ruf' ich mir diese gesegneten Abende zurück, in denen ich gewürdigt ward beizuwohnen, ich der ich der geringste unter Euch stets bin und war. Jesu sei Dank und Lob davor, er gab sich mir unter Euch zu erkennen. Dir, o Lieber, hab ich die Wiedergeburt zu danken, durch Dich lernt' ich erst recht Ihn zu suchen und mit allem Eifer nach seiner Freundschaft zu streben, und nun lernte ich das erkennen, wohl erst schwach, was Du, Geliebter, schon lang im Uebermaß erkanntest, nemlich: sucht zuerst das Reich Gottes, und mit diesem wird euch das Uebrige alles selbst werden.“ —

Manche schöne Talente und Charaktere, einige nur im engern Kreise zu Ehren gekommen, andere seitdem in den Annalen der Kunst berühmt geworden, leuchten gleich milden Sternen

¹ Aus einem Briefe Wintergerst's vom Spätherbst 1813. Wintergerst wendet hier eine Stelle aus Sailer's „Briefen aus allen Jahrhunderten“ an, mit der Bemerkung: stets denke er an Overbeck, wenn er diese Stelle lese.

in demselben Lichtkreise neben dem Reigenführer der christlich religiösen Kunst, dem diese Erinnerungen gelten. Wir haben hier noch einer eigenthümlichen Erscheinung zu gedenken, welche wie ein glänzender Komet an diesem gestirnten Himmel vorüberzog. Es war der Dichter und nachmals als Prediger nicht minder bekannte Priester Fr. Lud. Zacharias Werner. Er zählte bereits 42 Jahre (geb. 1768) als er nach Rom kam, und befand sich dort etwa sechs Monate, als Overbeck und seine Gefährten aus Wien in der ewigen Stadt eintrafen. Werner, von Geburt Protestant, war früh für das Drama eingenommen. Sein Vater, Professor an der Universität zu Königsberg, war Theatercensor, und das Schauspielhaus, das in der Nähe der väterlichen Wohnung lag, wurde der Lieblingsaufenthalt des erregbaren Sohnes Zacharias, der von seiner Mutter ein leidenschaftliches Temperament geerbt. Der Knabe war vierzehn Jahre alt, als er den Vater verlor, und ganz dem Einfluß seiner Mutter, einer geistig hochbegabten aber excentrischen Frau, überlassen war. Zwei Jahre später bezog er die Hochschule seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studiren, besuchte die Vorlesungen Kants und ergab sich allen stürmischen Vergnügungen, welche das Studentenleben jener Tage charakterisirt. Wir finden ihn in der Folge als einen zügellosen jungen Mann von den lockersten Grundsätzen und der wildesten Weltlust, mit dem Posten eines Sekretärs in Südpreußen und in Warschau betraut. Nach dem Tode seiner gemüthskrank gewordenen Mutter, der ihn tief erschütterte, kam er nach Berlin und sah sich in die größere literarische Welt eingeführt, wo die „Söhne des Thales“ bereits seinen Ruf begründet hatten. In seinen Dramen, kraftvoll in der Sprache und kühn im Schwung der Gedanken, gährt ein seltsames Gemisch von Aufklärung und Mysticismus, in denen der Dichter die Begründung einer neuen, über alles Positive hinaus liegenden Religion anstrebte. Sehr treffend sagt Eichendorff von ihm: „seine Verirrungen, seine Reue, sein Schmerz und sein Sehnen sind seine Poesie.“

Im Jahre 1807, nach dem Sturz der preussischen Monarchie, verließ er Berlin und begann ein ruheloses Wanderleben, das ihn auf Kreuz- und Querzügen nach Süddeutschland, in die Schweiz und nach Frankreich führte. Er verkehrte in München mit Schelling und Jacobi, in Wien mit Collin, Caroline Bichler und deren Kreisen; in Weimar gewann er die Zuneigung Goethe's, den er als den „universellsten und klarsten Mann seiner Zeit“ bewunderte und bis an sein Ende als großen Meister hochhielt. Noch folgenreicher wurde für ihn die Gunst des Fürsten Primas Dalberg, der ihm eine Pension zuerkannte und die spätere Laufbahn ebnete. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt bei der Frau von Staël, auf ihrem Landsitze Coppet am Genfer See, begab er sich endlich nach Italien. Am 9. December 1809 langte er in Rom an. Hier trat, nach einem nochmaligen stürmischen Kampfe mit den dunklen Mächten der Versuchung, der große Wendepunkt in seinem Leben ein. Die Reue und der moralische Ekel über seine Vergangenheit führten ihn zur völligen Umkehr in seinem Wandel; der sittlichen Erkenntniß folgte bald auch die religiöse. Am Gründonnerstag, den 19. April 1810, ward er durch Professor Ostini in die katholische Kirche aufgenommen.

Werner war mit Dr. Schlosser bekannt geworden, mit dem er im Mai eine Reise nach Neapel machte. Nach ihrer Rückkehr wurde er in die kleine Genossenschaft der deutschen Malerbrüder eingeführt, welche ihr Quartier in S. Isidoro aufgeschlagen hatten. Die erste Erwähnung derselben in Werners Tagebuch findet sich unter dem 4. November 1810, wo er „mit Psorr und dem jungen Schweizer Maler“ (Vogel) in St. Peter zusammentraf und mit ihnen sich unterhielt. Am 6. November notirt er, daß Schlosser und Psorr in die Kapuzinergruft hinabgestiegen seien, um sie (in der Allerseelenwoche) erleuchtet zu sehen, und vom Anblick ebenso ergriffen waren wie er selber. Ohne sich durch ihre Anwesenheit stören zu lassen, betete er „knieend bei den übrigen Christen und den ihrer Auferstehung

harrenden Gebeinen das Rosarium“, worin er „auch die Seelen dieser beiden wackern Deutschen einschloß“. Am 30. November lautet der Eintrag: „Gang in's aufgehobene Kloster Sanct Isidor durch die mit Kapuziner-Heiligen (irländischen glaube ich) ausgemalten Kreuzgänge, zum jungen Schweizer Maler, dessen schönes Bild die Rückkehr der siegreichen Schweizer aus der Schlacht bei Morgarten ich mit vielem Vergnügen sehe. . . Der junge Maler leiht mir eine altdeutsche Erzählung, der Arme Heinrich, von Büsching edirt, und führt mich zu Overbeck, der auch da wohnt. Einzug Christi in Jerusalem, von ihm gemalt, aber wie jenes Bild noch lange nicht fertig. Ein sehr kräftiges, auch figurenreiches, ächt deutsches Bild mit schönen Motiven, besonders der Altdeutsche, Gallier und Italiener, Overbecks Vater und Schwestern unter den gemalten Personen. Beide Maler sind herrliche, bescheidene junge Künstler, von denen die Kunst viel zu erwarten hat.“¹

Werner konnte über die Ähnlichkeit der Porträts von Senator Overbeck und seiner ältesten Tochter urtheilen; denn er war mit ihnen im Herbst 1808 in Bevey zusammengetroffen, als der Lübecker Deputirte von Paris aus mit Betty einen Ausflug in die Schweizer Berge machte. In seinem Tagebuch zum 8. October 1808 notirt Werner: „Ankunft in Bevey. . . Bekanntschaft bei Tische mit dem Senator und Dichter Overbeck aus Lübeck und seiner Tochter, gute Leute, besonders er offen und gefühlvoll. Da es abscheulich regnet, so bleibe ich den ganzen Nachmittag bis zum Abendessen in einem höchst interessanten Gespräch bei Overbecks auf ihrem Zimmer.“²

Auch der Lübecker Dichter hatte Werner nicht vergessen. Als die Bekanntschaft zwischen diesem und seinem Sohn intimer geworden, sah er darin für den letztern eine nicht zu unterschätzende

¹ J. Werner's Tagebuch in dessen Biographie von Prof. Schütz. Grimma 1841. II. 119—120.

² Werner's Biographie von Schütz. I. 132.

Anregung, nur warnte er den Sohn, sich durch die häufigen Besuche des Mannes als Künstler nicht zerstreuen zu lassen. Die väterliche Warnung war nicht unberechtigt. Denn Werner glich damals noch einer aufgeregten See, welche mit den brandenden Wellen Schaum und Schlamm an das Ufer wirft. Aber Overbecks reines Gemüth hatte, als er mit Werner in nähere Berührung kam, bereits eine so feste Richtung gewonnen, daß er unversehrt wie Taino durch Wasser und Feuer ging; und inzwischen trat auch in Werners Leben jene Wendung ein, welche den stürmischen Geist allmählich auf bessere Bahnen lenkte. Werner blieb bis zum Sommer 1813 in Rom. Overbeck und seine Genossen bewunderten seinen glänzenden Genius, und einige Monate vor seiner Abreise nach Deutschland nahmen sie ihn förmlich als Mitglied in die Lukasbruderschaft auf. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland richtete er an den Fürst-Primas von Dalberg, seinen Gönner, von Mchaffenburg aus ein Schreiben, worin er, zum Zweck der Aufnahme in's dortige Priesterseminar, einen Abriß seines Lebens entwarf. Darin sagt er: nächst Gottes Gnade sei er „die Mitveranlassung gewesen, daß mehrere Deutsche zu unserm heiligen Glauben gereizt worden sind, und auf dem Punkte oder doch nahe daran stehen, ihn anzunehmen, fünf aber ihn förmlich angenommen haben, von denen einer aus meiner Umarmung zum ewigen Lichte hinübergewallt¹, ein Anderer jetzt ein rühmlicher Mitstreiter für die heilige deutsche Sache, ein Dritter als Mensch, Deutscher und Künstler achtenswerth, der Vierte (eine wahrhaft seraphische, dem obern Vaterlande eigentlich angehörige, und auch von Christian Schloffer, der ihn über alles setzt, als solche anerkannte Natur) ein Künstler, der blos heilige Gegenstände in außerordentlicher Vollkommenheit malt und schon dadurch

¹ Nach Andeutungen in Werner's Tagebuch (II. 132. 167—168) scheint dieser Deutsche der Historienmaler Friedrich Cramer aus Emden gewesen zu sein, bei dessen Leichenbegängniß am 28. April 1812 auch Overbeck anwesend war.

der Kirche, auf deren Verehrung — Schloffer weiß, daß ich hiermit nicht zu viel sage — er leicht einst Ansprüche erhalten dürfte, schon jetzt sehr nützlich; der Fünfte endlich mein letztbenannter, Ew. Excellenz persönlich bekannter Freund selbst ist, von dessen hohem Seelenadel ich Sie nicht zu unterrichten brauche. Dieser Vierte und Fünfte sind zugleich — ich habe beide zur Firmelung geführt — meine geistlichen Väter, und das ist wohl die größte Ehre, die Gott mir Unwürdigen bisher hat angedeihen lassen.“¹

Werner scheint in diesem Briefe Overbeck als den Vierten dieser Convertiten und als seinen Firmvater zu bezeichnen; wenigstens ist es schwer denkbar, auf wen sonst die Prädikate passen möchten. Der Leser weiß indeß, daß weit tiefere Gründe, als Werners geistige Einwirkung, den Lübecker Maler zur Annahme des katholischen Glaubens bestimmt haben. Auffallender noch ist die Thatsache, daß Overbeck in späterer Zeit einem höchst glaubwürdigen Zeugen versicherte, daß Werner nicht sein Firmvater gewesen sei.²

Beunruhigt durch Berichte aus Deutschland über ein gewisses excentrisches Auftreten Werners und auffällige Aeußerungen seiner Andacht, glaubten Prof. Ostini und Overbeck demselben brieflich Vorstellungen machen zu sollen. Dieser Vorhalt gab zu einer charakteristischen Antwort Anlaß, aus der wir folgende Stellen ausheben:

Z. Werner an Overbeck.

„Mschaffenburg, 24. Junius 1814.

„Mein theurer, verehrter und innigstgeliebter Freund und Bruder in Christo Jesu! mein treuer Overbeck!

„Ich segne Dich — nein ich will nicht mit ich anfangen — im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes

¹ Rosenthal, Convertitenbilder. 1871. I. 1. 196.

² „Unrichtig ist die Angabe, daß Werner Firmvater Overbecks war. Letzterer hat dies uns gegenüber als Irrthum erklärt.“ Michael Saringer, Leben des ehrw. Dieners Gottes Clemens Maria Hofbauer.

segne ich Dich und Euch Alle, als wozu ich durch Gottes Gnade, der mich zum Diaconus Seiner Kirche hat weihen lassen, befugt bin. Auch sende ich hiermit Euch meinen Freunden, sowie auch denen, die mir vielleicht feindselig zu Rom gesinnt seyn sollten, hiermit durch Dich den Kuß des Friedens, und bitte Dich jeden Deutschen meiner Bekanntschaft zu Rom, auch selbst Diejenigen, die mich als Heuchler ausgeschrien haben sollten, freundlich und herzlich von mir zu grüßen. Endlich so bitte ich Gott, daß er den tiefen, ganz buchstäblich an meinem Herzen nagenden, wenn gleich nicht christlichen Schmerz, in den mich Dein und Ostini's Brief versetzt hat, von meiner armen Seele nehmen, und mich jedes Wort, was ich an Dich, Du Gott und Menschen und mir getreue reine Seele, schreibe, abwägen lassen möge. Ich habe das in dem, an unsern Ostini, im ersten tiefsten Schmerzausbruch geschriebenen Briefe vielleicht nicht ganz gethan, doch kann ich ihn nicht noch einmahl umschreiben, da ich binnen drey Wochen hier im Seminario zu Aschaffenburg als Priester ordinirt werden soll, und Gottes Vergebung ohnehin sehr bedarf, daß ich in dieser Zeit, die ich nur der Vorbereitung zu dem furchtbaren Schritte widmen sollte, viele Zeit auf diese Briefe wenden muß! Aber ich bitte Dich daher, dem Ostini auch diesen Brief an Dich in's Italienische zu übersetzen und ihm zu sagen, daß ich ihn unendlich liebe. Ich bitte Dich umsomehr diesen Brief, weil er ein Supplement des an Ostini geschriebenen ist, demselben mitzutheilen, er wird Dir dagegen, wie Du ihn Rahmens meiner bitten mußt, den meinigen zeigen, so daß ich wenigstens der Wiederholungen entübrigt seyn kann.

„Ghe ich vom Schmerz anfang, muß ich jedoch von der ganz unaussprechlichen Freude sagen, in die mich Dein Brief, dieser Spiegel Deiner (ich will lieber das Beywort, was ich schreiben wollte, weglassen!) — Deiner Seele versetzt hat! Du Seghrglückseliger, Hochbegnadigter, preise Gott und bete für mich! Ich habe Deinen Brief, den kostbaren Beweis Deines

Werths und Deiner treuen Freundschaft, für den ich Dir, treue und vornehme Seele, jezt noch mit Schmerzens Thränen danke, unserm mit Recht hochverehrten treuen Freunde Schlosser mitgetheilt, und ihn, was ich auch ohne Deinen Wunsch für Pflicht gehalten haben würde, zum Schiedsrichter besonders über mein öffentliches Betragen nach meiner Rückkehr aus Rom nach Deutschland aufgefordert. Aus seinem Munde, wißt ihr, geht keine Lüge, mag er richten! —

„Was mein innerliches Betragen, meinen Gemüthszustand, betrifft, den kann nur Gott richten, und er wird das auch!!! Er wird richten, aber doch barmherziglich; das thun Menschen, selbst Theologen, nicht immer! Weil Ihr indessen meine Brüder seyd, und ich mit Euch vor Gott vereint und auch schuldig bin, mich von Euch kennen zu lassen, auf daß Ihr dann, nach Eurem Gewissen und Daserhalten mich fahren lasset, oder mit mir vereint bleibt, so sage ich Euch, über meinen innern Menschen, so als ob ich es vor Gott spräche, wie ich es auch vor Gott spreche, soviel: ich will Priester werden, nicht um damit zu glänzen, ich habe mich weder in Rom, noch in Deutschland, nicht vor die Brust geschlagen und gekreuzt, bin nicht in die Kirche gegangen um für heilig und fromm zu gelten — wer also das sagt hat gelogen! Ich will vielmehr Priester werden, um mein Leben, Gut, Blut, Alles was ich habe nur zur Ehre Gottes zu verwenden Ich kann es Euch nicht oft genug sagen, daß es (was schon der beschränkte Menschenverstand einsehen kann) nicht Heuchelei, sondern ehrlicher Eifer von mir ist für die Sache Gottes, daß ich allen Freuden des Lebens (die mir noch ebenso winken wie Andern) entsagend, nur Gott als Priester dienen will.

„Dftini schreibt mir (ich bitte Dich nochmals ihm diesen ganzen Brief zu übersetzen) er schreibt mir, ein zur katholischen Kirche übergetretener deutscher Protestant zu Rom habe ihm erzählt, ich habe, als ich ihn, diesen Neubekehrten, gesehn, mir

allerhand Kreuze und Faustschläge vor die Brust gegeben, wodurch er denn sehr skandalizirt und vom Uebertritt zu unsrer Kirche zurückgehalten [worden] sey. Meine simple Antwort hierauf ist die, daß dieser Neophyt (der übrigens ein Pinsel seyn muß, insofern er sich durch die Thorheit eines Einzelnen von einer ewigen Wahrheit hat zurückschrecken lassen) sich zuviel auf seine Person eingebildet hat, denn wenn ich, was noch kein Mensch, der mich eine Viertelstunde sprach, jemahls mit Wahrheit hat behaupten können, wirklich ein Heuchler wäre, so war wohl (Schlossern und Euch, meine Freunde [ausgenommen?]) gegen die ich, wie Ihr aus unsern sonntäglichen und häufigen Versammlungen wißt, nicht geheuchelt habe) kein Deutscher in Rom, den ich der Mühe werth halten konnte, gegen ihn zu heucheln. Was das Unglück des Skandals betrifft, das der gute Offini wegen meiner äußerlichen Beobachtung der Religionsgebräuche befürchtet, so muß ich, ohne zu erwähnen, daß viele der neuesten deutschen Theologen durch äußerliche Nichtbeobachtung der Religion sie auch eben auf keinen grünen Zweig gebracht haben, nur das anführen, was Du selbst vom hl. Franciscus von Assisi erzählst. Gesezt nemlich, die meisten Deutschen in Rom wären gesonnen gewesen katholisch zu werden, hätten aber zuvor in der Villa Borghese einen protestantischen Abschiedschmaus angeordnet gehabt. Von diesem besoffen zurückkehrend, hätten sie dann den hl. Franciscus mit gefalteten Händen begegnet, und wären über diese ihnen als Heuchelei vorgekommene Erscheinung so skandalizirt worden, daß sie sich entschlossen hätten nicht katholisch zu werden; hätte man dieses, in meinen Augen nicht gar große Unglück, wohl dem hl. Franciscus zuschreiben können? Nun habe ich Unwürdiger, Elender und Jämmerlicher, aber die Ehrlichkeit meiner Absicht, und auch das mit dem Heiligen gemein, daß ich von denen Leuten, die mir meinen ganzen römischen Aufenthalt vergifteten und von denen alle Welt schlecht sprach, nie schlecht sprach!

„Was mein Schriftlein betrifft¹, so wird Schloffer wohl, unter dessen Augen und mit dessen Genehmigung es gedruckt ist, Dir, wie ich ihn gebeten habe, darüber schreiben. Es war ein Widerruf zu dem er selbst, meine geistlichen Oberen und Ostini mich angehalten hatten. Fromme und gescheute Leute haben darüber entschieden. — Als ich nach Deutschland gekommen war, erfuhr ich, deutsche Correspondenten aus Rom hätten in deutschen Blättern drucken lassen: ich sey in einem religiösen Wahnsinn nach Palästina gepilgert und dann Einsiedler auf dem Vesuv geworden!!! Was Wunder, daß man Euch jetzt ähnliche Sachen von mir in Rom aufbindet! Aber traurig, daß Ihr sie, der ich unter Euch redlich und vernünftig gewürkt habe, glaubt! — Ich liebe und verehere Dich unendlich. Gott segne Dich, den Cornelius, Schadow, Veit, und Euch Alle! Betet für mich wie ich für Euch bete.

Werner.

[Nachschrift.] „Nach meiner, so Gott will, in Mitte des Julius erfolgenden Priesterweihe gehe ich im August über Wien nach Berlin, um zu Wien nicht zu figuriren, sondern mit dem dortigen päpstlichen Nuntius mich über das Beste der deutschen Kirche, das dringend Nöthige, zu besprechen. Ich habe den Ostini, dem ich meine Adresse geschrieben, um einen Empfehlungsbrief an den Nuntius ersucht. Aus Pflicht für Gottes Sache bitte ich Dich dafür zu sorgen, daß dieser Brief kein Uriasbrief werde!“

Schloffer, über dessen redliche Wahrhaftigkeit niemals ein Schatten von Zweifel aufkommen konnte, schrieb unter dem 30. Juni desselben Jahres, um Overbeck bezüglich Werners zu beruhigen. Er charakterisirt ihn als einen Mann, der auf der rechten Bahn sich befindet und redlich das Gute will, dem aber

¹ „Die Weihe der Unkraft. Ein Ergänzungsblatt zur deutschen Hausstafel.“ Frankfurt 1813. 4

Sowitt, J. Fr. Overbecks Leben. I.

„doch noch viel an jener stillen, geräuschlosen, innigen, verborgenen, auch im Leid heiteren Liebe zu Gott“ fehle. Noch habe er nicht jene Gelassenheit des Thuns, die „aus der Milde und Klarheit einer in ihrem Gotte ruhenden Seele fließt“. Es komme aber nur darauf an, seine Kraft an den rechten Platz, und seinen ungestümen, oft zu heftigen Feuereifer unter die rechte Leitung zu stellen, dann werde ein mit so ungewöhnlichen Gaben ausgestatteter Genius viel Gutes wirken. „Wenn ich auf mein Gewissen mich frage, ob Werner, seitdem er nach Deutschland zurückgekehrt, vorwärts geschritten sei und besser geworden, so kann ich kühnlich sagen: Ja! Er sucht das Innere, er bändigt sein Äußeres, und der Herr wird ihm sein Heil nicht versagen.“

Christian Schlosser hatte Recht. Durch göttliche Gnade ward Werner in den mannigfaltigen Gefahren, welche die Welt und sein glühend unbändiges Naturell ihm bereiteten, behütet und gestärkt, um für die Ehre Gottes zu wirken; sein Leben war ein unausgesetztes Fortschreiten in sittlicher und religiöser Beziehung. Nachdem er die Priesterweihe empfangen, führte er sein Vorhaben aus und begab sich nach Wien. Hier kam er unter den läuternden Einfluß des großen Apostels der Neuzeit, Clemens Maria Hofbauer, der sein Vater, Freund und Seelenführer wurde und auf seine volle Bekehrung das Siegel drückte. Auf Hofbauers Anweisung trat er als Prediger auf und übte in Wien, woselbst er blieb, einen so mächtigen Einfluß aus, daß während des Congresses im Winter 1814—15 selbst die gekrönten Häupter nach der Augustiner-Kirche kamen, um ihn zu hören. Von seinem verzehrenden Eifer und seiner rastlosen Energie aufgerieben, beschloß Werner sein irdisches Tagewerk, noch nicht 55 Jahre alt, im Februar 1823 und fand seine Ruhestätte auf dem Friedhof zu Maria Enzersdorf, neben seinem väterlichen Freunde Hofbauer.

In Lübeck hatte inzwischen der Gang der Weltereignisse Veränderungen herbeigeführt, welche hier nicht unerwähnt bleiben dürfen. Schwer lag „die Hand des Herrn auf den Völkern“, mit Senator Overbeck zu sprechen. Im Sommer von 1812 war die große Armee Napoleons durch Norddeutschland gezogen auf ihrem Wege zu dem verhängnißvollen russischen Feldzug, der die Gewalt des Tyrannen für immer brechen sollte. Es war unmöglich gewesen, die Vorräthe aufzubringen für die Verpflegung der durchziehenden Massen, obgleich jede Speisekammer geleert und jeder Acker geplündert worden war. Gegen das Ende des Jahres drang die unerwartete Kunde von dem Brande Moskau's und dem Rückzuge der großen Armee durch die Eis- und Schneewüsten Rußlands auch nach der Hansestadt an der Trave. Das Erstaunen war groß, aber selbst als die ersten Zeugen der fürchterlichen Katastrophe auf dem deutschen Boden ankamen, wagten die so lange Bedrückten noch nicht, sich kühneren Hoffnungen hinzugeben. „Die Fluth aus Norden wälzet sich her“, schreibt Vater Overbeck am 17. Januar 1813. „Gott weiß, wie's uns ergehen wird. Ob unter andern nicht auch noch eine vor- und rückwärtsgreifende Conscription zu besorgen steht? Wir müssen uns auf Alles gefaßt halten. Die Lage ist außerordentlich, und scheint auch außerordentliche Maßregeln zu gebieten.“

Im März schienen die Dinge sich zum Bessern zu wenden. Am 15. März war Czar Alexander in Breslau eingetroffen, wohin sein neuer Mitter König Friedrich Wilhelm III. sich zurückgezogen hatte, und am folgenden Tage erklärte Preußen an Frankreich den Krieg. Drei Tage später, 19. März, waren Hamburg und Lübeck durch russische Truppen entsezt und wieder freie Hansestädte geworden. Die Verfassung wurde wiederhergestellt. In Folge dessen sah sich auch Senator Overbeck auf seinen alten Posten zurückberufen, aber sofort auch mit einer neuen Mission betraut. Man erachtete es für nothwendig, eine Deputation in das russische Hauptquartier zu Kalisch zu ent-

senden¹. Der Auftrag ward den Senatoren Overbeck und Cöht zu Theil. Sie reisten unverweilt nach Dresden ab. Allein der Zweck der Sendung war verfehlt. Der ungünstige Lauf des Krieges in den ersten Monaten nöthigte die Abgeordneten sich nach Breslau zu wenden, und von da sogar zweimal auf österreichisches Gebiet zu flüchten, um dem vordringenden Feinde zu entgehen. Nur auf großen Umwegen vermochten sie endlich wieder in die Nähe der Vaterstadt zu gelangen, um diese — zu ihrer schmerzlichen Ueberraschung — neuen und noch empörenderen Greueln preisgegeben zu finden. Längere Zeit mußte Senator Overbeck zu Reinfeld und Rastenburg wie in einem Exil verweilen, bis ihm zuletzt vom Marschall Davoust, dem Gouverneur des hanseatischen Departements, die Erlaubniß zur Heimkehr konnte ausgewirkt werden².

Die Niederlage der verbündeten Russen und Preußen bei Großgörschen (2. Mai) und bei Bautzen (21. Mai) war auch für die Hansestädte verhängnißvoll gewesen. Am 30. Mai fiel Hamburg, am 1. Juni Lübeck wieder in die Gewalt der Franzosen. Am furchtbarsten wurde Hamburg betroffen, aber auch Lübeck hatte unter dem wiederkehrenden tyrannischen Regiment des Marschalls Davoust schwer zu leiden, und es waren entsetzlich traurige sechs Monate, welche die Overbeck und andere Bürger der Stadt in dem eisernen Joche seufzend durchzumachen hatten. Eine Strafcontribution von 6 Millionen Francs sollte erlegt werden. Alle Rechtsordnung hatte aufgehört. Unschuldige Bürger wurden während der Nacht in ihrem Hause aufgegriffen und ohne allen Grund fortgeschleppt; dieß geschah so häufig,

¹ „Unsere Lage ist äußerst kritisch. Russische Kriegsvölker haben uns frei gemacht: aber noch sind sie in hiesiger Gegend zu schwach, uns zu behaupten. Die Franzosen stehen wieder zu Lüneburg und an der Elbe. Wehe uns, wenn sie einbrechen! Unter diesen Umständen muß ich die Meinigen verlassen!“ Brief des Senators Overbeck vom 8. April 1813.

² Zur Erinnerung an Chr.-Ab. Overbeck. Lübeck 1830. S. 41.

daß fast Keiner mehr sich getraute in seinem Hause zu schlafen; wenn man des Morgens erwachte, war die erste Frage, ob auch diese Nacht jemand von der Familie oder Bekanntschaft weggeholt worden wäre. Er war das von Napoleon selbst angeordnete Schreckenssystem. — Auch der edle, rührige Plessing, der mit seiner Frau die Hauptstütze der Overbeck'schen Familie in diesen bösen Tagen war, erfuhr kurze Zeit ein solches Schicksal: im Laufe des Sommers wurde er unversehens mit 15—20 anderen angesehenen Männern der Hansestadt verhaftet, nach Hamburg geschleppt und dort festgehalten, ohne zu wissen warum. Plessing erlangte dann bald wieder die Freilassung, nicht so die anderen Mitbürger. Wie Verbrecher wurden dieselben auf Schiffe gebracht; „dasselbst haben sie Monate lang gefessen und manche haben ihr Leben dabei eingebüßt.“¹

Selbst der vom 4. Juni bis 10. August währende Waffenstillstand brachte für Lübeck keine Milderung des harten Druckes. Neue Befestigungen wurden begonnen, und alle erwachsenen Einwohner verpflichtet, bei den Verschanzungen mitzuarbeiten oder um hohen Preis Ersatzmänner zu stellen. „Um uns her traurige Verödung! eine Menge Familien ausgewandert; Schanzen der einzige Betrieb in der vormaligen Handelsstadt; Kriegerheere in dichter Nähe, und dumpfes Erwarten der Ereignisse; beinahe allgemeine Verarmung und der ungeheuren Lasten dennoch kein Ende; die Sachen nun bereits auf dem Punkte, daß Unerschwinglichkeit für geschehene Leistung gelten muß. Wer seine Vaterstadt in dieser Verfinsterung nicht sieht, wahrlich, er kann sich glücklich preisen.“

Das ist das Bild, das Senator Overbeck seinem Sohne am 4. October 1813 entwirft, zwei Wochen vor der Schlacht von Leipzig. Die große Völkerschlacht machte endlich dem unermesslichen Elend ein Ende.

¹ Die Details nach einem Brief der Mutter Overbeck vom 3. Juni 1814.

Im November war das Land bis an den Rhein hin von dem Unterdrücker befreit, und auch die Lübecker sahen hoffnungsvoll der Erlösung entgegen. Am 5. December 1813 konnte endlich in der Hansestadt die alte Verfassung und Freiheit durch die siegreichen Allirten wiederhergestellt werden. Hans Overbeck, der inzwischen die Türkei und die Levante, das Mittelmeer und den skandinavischen Norden durchzogen hatte und in sein vormaliges Geschäftshaus nach London zurückgekehrt war, kam zur großen Freude seiner Familie gerade nach Lübeck, um unerwarteter Zeuge des Jubels bei der Befreiung seiner Vaterstadt zu sein. Schon im folgenden Frühjahr, am 2. März 1814, wurde Senator Overbeck von dem Rath seiner Vaterstadt zum Bürgermeister erwählt.

Die Correspondenz, welche zwischen Fritz und seinen Angehörigen geführt wurde, unterlag den größten Wechselfällen während der letzten Kriegsjahre, so daß sie oft viele Monate hindurch ohne Kunde von einander in gegenseitiger Besorgniß und sehnächtiger Spannung dahinlebten, wenn nicht dann und wann reisende Landsleute durch mündliche Berichte einigen Ersatz boten, während die Briefe meist nur auf Umwegen — über Paris oder Wien — anlangten. „Gott! was für Zeiten!“ ruft Fritz einmal beunruhigt durch das lange Ausbleiben von Nachrichten aus der Heimath aus:

„Wer hielte ohne Freund im Himmel
Wer hielte da auf Erden aus!“

Daß diese Correspondenz seit Ende 1812 zwischen Vater und Sohn einen vorwiegend religiösen Charakter angenommen, wissen wir bereits. In seinem frischen Glücke wollte Fritz die Hoffnung nicht aufgeben, den Vater mit seiner Ueberzeugung zu befreunden. Aber auch dieser wandte dem Gegenstand in seinen Briefen die größte Aufmerksamkeit zu und ließ sich in ausführlichen Erörterungen eifervoll auf die Controverse ein. Man kann die lange Reihe der sorgfältig niedergeschriebenen väterlichen Briefe nicht ohne Bewegung lesen; denn wenn sie

auch in fortgesetzten Angriffen und Ausfällen gegen die „schriftwidrigen“ Lehrpunkte des Papstthums sich ergehen, enthüllen sie doch die persönliche Ueberzeugung einer ernsten, nach geistlicher Vereinigung mit Jesus verlangenden, aufrichtig bekümmerten Seele. Sie gewinnen noch eine besondere Bedeutung durch die Umstände, unter denen sie geschrieben wurden. Zu einer Zeit, da das Schicksal Europa's in der Schwebe hing, da Senator Overbeck als guter Patriot an den Hoffnungen und Befürchtungen, welche die Nation erregten, lebendigen Antheil nahm und unverdrossen, im Arbeitszimmer, im Feld und im Rathhaus, für seine Mitbürger thätig war, trug er in Kopf und Herzen die geistigen Nothen seines, wie er sich einbildete, getäuschten armen Sohnes mit sich herum.

In einem Brief an diesen, vom 6. Juni 1813, geschrieben zu Troppau in österreichisch Schlesien, ruft er wehmüthig aus: „Es war so still einst in der Seele meines Fritz. Einfältig ging er seinen Weg, das Herz rein und voll Gottes, und in der Hand seine Bibel. Er konnte beten; er konnte streben sich unbesleckt zu erhalten von der Welt; er konnte der ewigen Seligkeit entgegenhoffen, als Begnadigter durch Christi Heil. Und an diesem Allen hatte der Seltsame nicht genug. Da mußte er, von der Religion, aufs Kirchenthum verfallen. Was gab ihm nun das Kirchenthum? Statt der reinen heitern Gotteslust die Nebel. Und in diesem Nebel will er besser als vorhin den Weg zum Himmel finden. Warum wolltest Du in Labyrinth hineinlaufen, da Du auf ebener Bahn wandeln kannst?“

Als er jedoch im Frühjahr 1815 ins Klare gesetzt wurde, daß der Sohn, seiner Warnungen und Beschwörungen ungeachtet, bereits seine Wahl getroffen habe, da ließ er die Sache „Gott anheimgestellt“ sein, und erwiderte in Resignation, aber unverminderter Liebe: „Laß uns leben wie Christen, so ergreifen wir Besitz durch den lebendigen, in der Liebe thätigen Glauben.“ (12. Mai 1815.)

Die Correspondenz über Religion nahm indeß hier nicht sogleich ein Ende. Fritz war so sehr von dem innigen Verlangen beseelt, seinem Vater eine richtige Vorstellung von einem rein gepredigten Evangelium beizubringen, daß er auch jetzt noch fortfuhr, ihm den katholischen Glauben in seiner unverfälschten Gestalt zu entwickeln und darzulegen. Diese „Geßlossenheit, auch ihn Römisch zu machen“, erregte aber das Mißfallen des Vaters, der am 25. Oktober 1816 seinen eigenen langen Controversbrief mit den Worten schloß: „Oho, jam satis! Und hilft dies Alles nicht, so sage ich nun heute mit Bedacht: Hinfort mache mir nicht weitre Mühe! Laß das Faß in Gottes Namen uns zuschlagen, und von was Anderem, von Kunst, Wissenschaft, Natur, von was Du willst — nur nicht von Christenthum, leider! nicht von Christenthum, uns unterhalten; es wäre denn, daß Du heilig versprachest, unter Christenthum nur das Innere, das den Wandel zum Himmel leitet und Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott über Alles aufweist, anzuerkennen, von allen Andeutungen aber auf Herrlichkeiten der sichtbaren Kirche (in Eurem Sinne) abzulassen. Denn daraus wird und entsteht nun einmal nichts Gutes. Die Trennung habt Ihr gemacht; denn Ihr seid von der reinen Bibel abgewichen. Wir kamen zurück. — Ich komme auf Deine Malerei. Hier strahlt mir reine Freude, Gottlob! Du malest aus dem Schatze Deines Herzens, und malest rein biblisch, und Dein Pinsel hat keine Dogmen. Sei denn gefeiert mit Deiner hohen Kunst, Geliebtester!“

Der Bürgermeister hatte, um seiner Frau unzeitige Sorge und Beängstigung zu ersparen, ihr den bevorstehenden Uebertritt des Sohnes verborgen gehalten, bis er von dem vollzogenen Schritt in Kenntniß gesetzt war. Einmal aber unterrichtet, nahm die Mutter es mit unerwarteter Ruhe auf; sie will die Folgen dem Allbarmherzigen anheimstellen, der Alles richtet, und ihn bitten, „daß, wenn er im Irrthum wandle, Er ihn erleuchten möge“. Den jüngeren Gliedern der Familie blieb

der Bruder in Italien „der alte liebe Fritz“, der er zuvor gewesen.

Der Vater hatte den Glaubenswechsel seines Sohnes vornehmlich seiner poetischen Phantasie zugeschrieben, indem er annahm, daß derselbe durch den imponirenden Glanz des Ritus und der Ceremonien — denen zufällig gerade damals, während der Gefangenschaft des Papstes, so viel von ihrer Majestät abging — bestochen und dann durch die Sophistik aufdringlicher Katholiken bethört worden sei. Fast beklagte er es jetzt, daß er der Künstlerbahn des Sohnes nicht „Hindernisse gelegt“ habe; er hätte dann, meinte er, das nicht erlebt, daß sein evangelischer Fritz ein Papist geworden. (Br. v. 3. März u. 4. Okt. 1813.)

Wenn wir uns jedoch an den stillen Drang des angehenden Jünglings erinnern, der, von fremdem Einfluß unberührt, in der verborgenen katholischen Kapelle Lübecks Frieden suchte und genoß; dessen Innerstes von Ahnungen und Ideen erfüllt war, für die er in seiner Umgebung „nirgends Widerklang“ fand; wenn wir mit dieser Gemüthsrichtung und künstlerischen Neigung zugleich den von Stolberg ausgehenden mächtigen Zug religiöser Bewegung in Norddeutschland unmittelbar vor und nach den Befreiungskriegen in Verbindung bringen, so will uns fast bedünken, daß auch unter veränderten Verhältnissen die treibenden Ursachen zu gleichem Resultat geführt, und daß der einzige Unterschied bei seiner Conversion in dem Schauplatz und der Person der Mitwirkenden bestanden haben würde¹.

Durch seine Geschichte der Religion Jesu Christi, welche vom Jahre 1806 an bei Perthes in Hamburg erschien, wollte Stolberg vor Allem die durch den ungläubigen Geist der Zeit irreführte und entchristlichte Jugend „zu den wahren

¹ Cornelius meinte, Overbeck sei sozusagen „schon katholisch geboren worden“, d. h. er folgte einer innern Nothwendigkeit, als er zur Kirche übertrat. Vgl. H. Kiegel, Peter Cornelius. Festschrift. Berlin 1883. S. 73.

Quellen des Heils, zum Gehorsam unter dem Glauben und zur Liebe der in ihren Lehrentscheidungen unfehlbaren Kirche zurückführen". Das Werk machte tiefen Eindruck auf Fritz Overbeck und gehörte mit St. Augustin und Thomas a Kempis zu seiner bevorzugten Lektüre. Graf Stolberg übte einen veredelnden Einfluß auf sein Leben, und seine Schriften inspirirten seine Kunst. In seinem Tagebuch, Februar 1812, bemerkt er: „Sonnenabend [15. Februar] war ich beim Dr. Schlosser, mit dem ich ein sehr interessantes Gespräch führte, insonderheit über die Schriften der Kirchenväter. Der Märtyrer Justinus, dessen Schriften die ältesten unter den jetzt vorhandnen christlichen sind, schrieb mit heldenmüthigem Eifer für die Religion und unsern Heiland an den damaligen röm. Kaiser Marc. Aurel.¹ über die Zusammenkünfte der Christen in verborgnen Höhlen; daß sie nemlich nicht, wie man ihnen zur Last lege, zusammenkommen um sich einem unsittlichen Wandel zu ergeben, sondern nach hergebrachtem, von den Aposteln Christi selbst eingesetztem und angeordnetem Gebrauch das Gedächtnißmahl zu feiern. Ferner zeigte er ohne Scheu seine Wohnung an. Als er darauf zum Martertod geführt wurde, verlangten die Richter von ihm, daß er aussage, wo die übrigen Christen versteckt seien, welches er aber auf keine Weise sich abnöthigen ließ. — O selig wer mit gleicher Kraft und Freudigkeit Christum im Herzen liebt und vor der Welt bekennt; — wie z. B. der Graf Stolberg, dessen herrlichem Werke über die Geschichte der Religion Christi ich nun schon so viele Belehrung und manchen Schritt meiner Vervollkommnung als Mensch d. h. als Christ verdanke. Auch hat es mich für zwei Bilder besonders begeistert, beide aus der Geschichte der Söhne Jacobs, das erste wie sich Joseph seinen Brüdern zu erkennen giebt, das andere wie Jacob seine Söhne vor seinem Verschiden

¹ Richtiger an den Kaiser Antoninus Pius. Dem Inhalte nach ist die erste Schußschrift gemeint.

segnet, zwei gleich sprechende, gleich gehaltvolle Gegenstände, das eine durch den lebhaften Ausdruck und den höchsten Grad von innigem Gemüthsausdruck, das andre durch Hoheit und Würde der Charaktere. Gelegentlich will ich sie beide zu entwerfen suchen."

Man weiß, welches Aufsehen die Conversion des Grafen Friedrich Leopold Stolberg (1800) in ganz Deutschland gemacht hat. Wenn sein opfervoller Schritt in protestantischen Kreisen im Anfang von Ausbrüchen des Hasses und der Schmähsucht begleitet war, so hat sein würdevolles Verhalten, seine erhabene Ruhe und Geduld allmählich das Vorurtheil und die vorherrschende Bitterkeit gegen ihn überwunden. Senator Overbeck, der mit ihm persönlich bekannt war, scheint während jenes Conflictes eine höfliche Zurückhaltung beobachtet zu haben; wohingegen der Dichter Voß seinem unverföhnlichen Haß gegen Kirche und Papstthum in einer Weise Luft machte, die zuletzt in die galligste Feindseligkeit gegen seinen großmüthigen Freund und Wohltäter ausschlug: in der traurig bekannten Schmähschrift.

Wenn wir aber jenes rohen Angriffes, der auch gutgesinnte Protestanten verlegte, hier erwähnen, so ist es nur gerecht, wenn wir beifügen, daß Voß den Schritt des jungen Malers milder beurtheilte und den Vater, seinen alten Lübecker Freund, darob in seiner Weise sogar zu beruhigen sucht. Der Uebertritt seines „trefflichen Rafaels“, schreibt er ihm zu Anfang 1816, habe auch ihm wehe gethan. „Aber ein Heuchler und Eiferer, wie so mancher auf jenem Abwege“, werde er nicht. „Er denkt sein Christenthum in die vielfassenden Formen hinein, und bleibt der Unsrige!“¹ Noch in späteren Jahren ließ er dem jungen Papisten Zeichen persönlichen Wohlwollens zukommen.

Im 18. Jahrhundert war die Verehrung für das historisch Gewordene, für das Ueberlieferte ein Gegenstand des Spottes

¹ W. Herbst: Joh. H. Voß. Leipzig 1876. II. 2. S. 118.

geworden. Der Geist einer offenbarungsfeindlichen Aufklärung hatte große Verheerungen im kirchlichen Leben angerichtet. Kaiser Joseph II., der fürstliche Repräsentant des Zeitalters, war eher der Minderer und Unterdrücker der Religion, als ihr Befreier geworden; doch nicht in Oesterreich allein, in ganz Deutschland waren katholische Institutionen untergraben und verweltlicht, Kirchen entweiht, geistliche Stiftungen ihren legitimen Zwecken entfremdet, die organische Gliederung und Wirksamkeit des Ganzen gelähmt.

Christian Schloffer wandte diesem Zustand die größte Aufmerksamkeit zu, und die Briefe, die er an seinen geliebten Overbeck im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts schrieb, sind voll Klagen über die geistliche Verwüstung seines Vaterlandes. Der Schooß der katholischen Kirche in Deutschland, so führte er aus, nähre eine Fülle der trefflichsten, einsichtsvollsten, gelehrtesten Männer, aber sie stehen noch unverbunden, in That und Leben isolirt. Das Erste wäre, sie zu Verband und Stärkung aufzumuntern. Im Ganzen sei, was Wissenschaft und Geist angehe, das katholische Deutschland nicht dem protestantischen gleich. Es fehle noch mancherorten an tüchtig eingerichteten Gymnasien. Einer der bedeutendsten Mängel aber sei eine katholische Universität, in Folge dessen die jungen Katholiken auf protestantische Hochschulen geschickt werden müssen, um dort mit der rationalistischen Wissenschaft auch alles das einzusaugen, was sie in ihrem Glauben lau und schwankend macht. Die Zahl der jungen Leute, die sich dem Priesterstande zuwenden, sei darum gering, und unter den Geistlichen selbst finde man so manche, denen der rechte apostolische Seeleneifer abgehe. Schloffer, der „darum ein Katholik geworden, um ohne alle Menschenfurcht die Wahrheit des Herrn vor seinen Brüdern zu bekennen und zu üben und keinerlei Lüge Raum zu geben“, war der Meinung, daß weise, rechtschaffene, liebevolle Geistliche mit der Gnade Gottes viel vermöchten, um die gläubigen Elemente im protestantischen Deutschland zur Mutterkirche

zurückzuführen, nachdem Krieg und Drangsal die ernsteren Gemüther für tiefere Regungen empfänglich gemacht.

Er selbst verwendete seine großen intellektuellen und moralischen Fähigkeiten dazu, im befreiten Vaterlande für die Erweckung eines religiösen Sinnes mündlich und schriftlich im Geiste der Kirche zu wirken. Er richtete auch an seinen theuren Overbeck den Zuruf, durch seine Person und seine Kunst ein treuer Mitstreiter zu sein für die göttliche Wahrheit und das Heil der Menschen. „Viele Menschen hoffen auf Sie und denken, daß Sie ein Stern seien, den Gott uns am Horizonte schimmern lasse“ (1814). — Overbeck kam ihm mit warmer Gesinnung entgegen. Das Feuer, das in ihren Herzen brannte, war ganz verschieden von dem durch Haß entzündeten Eifer, der in gewöhnlichen Menschen lebt¹. Sie waren von der idealen Sehnsucht erfüllt, reines Christenthum auf Erden blühend zu sehen, und träumten von einem allgemeinen Concil der Christen, auf welchem die Verhältnisse zwischen Katholiken und Protestanten erörtert und ihre Differenzen freundschaftlich beglichen werden sollten. In ihren Bemühungen, bestehende Mißbräuche abzustellen, kam es ihnen nicht in den Sinn, als Laien die gegebenen Schranken zu überschreiten; sie wollten nur ihrem verehrten Gönner Ostini mitwirkend zur Seite stehen, der bereits eine große Autorität in der Kirche war, später als Nuntius nach Wien gesandt und 1836 endlich zum Cardinal erhoben wurde. Schlosser war ebenso ein persönlicher Freund und warmer Bewunderer Sailer's, des erleuchteten Gottesmannes in Landshut, dessen „Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung“ (München 1800) den St. Lukas-Brüdern einen reichen Schatz von Glauben und Liebe zugeführt haben.

¹ „Die Wahrheit Gottes, und nichts als die Wahrheit Gottes, das sei unser Lösungswort; die Milde und Festigkeit der Liebe, sei unsere Handlungsweise!“ So Schlosser an Overbeck am 30. Junius 1814.

Was Schloffer besonders beklagte, war, daß Deutschland in diesen entscheidenden Tagen so arm an wahrhaften Bischöfen sei — der Episcopat war nahezu ausgestorben — und in seinen Briefen an den jungen Freund in Rom beschwor er diesen, durch Professor Ostini dahin zu wirken, daß die vakanten Stühle mit solchen Persönlichkeiten besetzt würden, die „nicht vornehme Herren und Geschäftsmänner, sondern treue Diener Christi“ sein wollen. Unter der Zahl vortrefflicher Geistlichen bezeichnet er namentlich drei Männer, welche ihm „als des bischöflichen Stuhles würdig“ erscheinen: Kaspar Droste zu Vischering, den furcht- und tadellosen Weihbischof in Münster, der auf dem von Napoleon 1811 zusammenberufenen Nationalconcil so unerschrocken für den gefangenen Papst eingetreten, und der dann 1825 Bischof von Münster geworden; Overberg, den apostolischen, milden, im ganzen Lande verehrten Wohltäter der Schulen und der Jugend; endlich Sailer, den glaubensinnigen edlen Priestergeiz, der selbst bei Protestanten in höchster Achtung stand. Sailer wurde nachmals Bischof von Regensburg.

Schloffer und Overbeck begegneten sich auch in dem Wunsch und der Hoffnung auf eine neue deutsche Bibelübersetzung, wozu der erstere einen ausgeführten Plan entwarf und seinem Oberhirten vorlegte. Friedrich Schlegel sollte der Uebersetzer sein, dessen Arbeit alsdann von sämmtlichen Bischöfen revidirt werden sollte. Schlegel war mit seiner Frau im Jahre 1808 in die katholische Kirche eingetreten. Von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung waren sie durch seinen Stieffsohn Johannes Veit unterrichtet. Sutter und Koch verkehrten mit dem berühmten Gelehrten in seinem Hause zu Wien, und auch von ihnen hörte Overbeck, welch ein geistig erregtes, Religion und Politik umfassendes Gesellschaftsleben dort herrsche. In der Hoffnung, daß Schlegel für die Anschauungen, von welchen sie so lebendig erfüllt waren, mit der Kraft seines Wortes und seines Ansehens eintreten werde, wagte es Overbeck, sich an

ihn in einem Brief zu wenden, der ihm folgende Antwort brachte, geschrieben im Herbst 1814:

„Geehrtester Freund! Schon lange verehrte ich das höhere Streben Ihrer Kunst, soweit ich es nach dem Wenigen was ich sah und aus den Berichten Anderer beurtheilen konnte; die Freundschaft unsers Johannes für Sie war uns die beste Gewährleistung, daß er in der Kunst und im Leben auf dem rechten Wege wandelt, und Ihre Vereinigung mit der Kirche, der auch wir angehören, erfüllte uns mit theilnehmender Freude. Ihr gütiger und zutrauensvoller Brief aber erwirbt Ihnen noch nähere Ansprüche auf meine Dankbarkeit und Freundschaft. Wie sehr liebe ich den schönen Eifer für die gute und heilige Sache der Kirche und des Glaubens der Liebe, den Sie darin an den Tag legen. Seien Sie versichert, daß ich alle Ihre Winke benutze und überhaupt nichts versäumen und alles thun werde, was ich nur irgend vermag, um die Kirche Gottes auch in Deutschland wieder zu begründen und die göttliche Wahrheit und Kraft des Christenthums in die Herzen aller unserer deutschen Mitbrüder einzupflanzen.

„Sie haben wohl Recht, daß es jetzt ein sehr wichtiger und entscheidender Zeitpunkt ist, für Deutschland zunächst, aber auch für Europa und die gesammte Christenheit. Wehe uns, wenn er versäumt würde! Aber ich hoffe das Beste, ja so viel daß man mich vielleicht für thöricht halten würde, wenn ich diese Hoffnung ganz ausspräche. Es kann in kurzer Zeit unermesslich viel geschehen; das haben wir gesehen im Bösen, und werden es vielleicht nun auch noch im Guten erfahren. Es beflügelt sich der Lauf der Zeiten bis zum Wunderbaren und Unglaublichen, je mehr es sich dem Ende und die Zeiten selbst ihrer letzten Entwicklung nahen. Wie ein fernes Wetterleuchten von dem herannahenden Weltgerichte können uns schon diese furchtbaren Strafgerichte Gottes, deren Augenzeugen wir gewesen, im Kleinen einen Maßstab darbieten für das, was sich nun vorbereitet und immer näher heranrückt.

„Ich lege hier einen Brief an Hrn. Ostini bei, wofür ich Sie jedoch bitten muß, den Dolmetscher abzugeben, und als solcher gefälligst zwischen mir und Ihrem Freunde in's Mittel zu treten. Ich hätte wohl gern italiänisch geschrieben, allein ich hatte gerade kein deutsch-italiänisches Wörterbuch im Hause, und ohne diese Hülfe ist mir das Italiänische doch nicht geläufig genug. Französisch aber wollte ich nicht schreiben. So blieb mir also nichts übrig als Deutsch zu wählen und auf Ihre Güte zu rechnen.

„Hr. Werner ist seit einigen Wochen hier und war gestern bei mir, und habe ich mich sehr gefreut ihn kennen zu lernen. Auch bemerkte ich wenig oder nichts von dem an ihm, was ich nach der höchst unglücklichen und verzerrten ‚Weihe der Unkraft‘ zugleich befürchtete. — Koch hat mehrere vortreffliche Landschaften fertig gemacht, ist aber sonst ziemlich unzufrieden hier, was ich ihm auch als Künstler gar nicht verargen kann. — Ihr Freund Friedrich Schlegel.“

Graf Friedrich Leopold Stolberg, der durch seinen hochherzigen Glaubensmuth, sein erleuchtetes Wissen und seine sociale Stellung der große Führer und Herold der wieder auflebenden katholischen Bewegung in Deutschland war, hatte mit Christian Schlosser, dem Freunde seines (im Befreiungskrieg gefallenen) Sohnes Christian Stolberg, im Jahre 1814 einen schriftlichen Verkehr eröffnet, der dann bald auch zu näherer persönlicher Bekanntschaft führte. Er schätzte den hohen sittlichen Werth des jungen Mannes, sein „ächt vaterländisches und ächt religiöses Herz“, wie auch seine Begabung, und wenn Alter und Erfahrung ihn weniger sanguinisch machten, so las er doch mit Achtung und Interesse seine geistreichen Aufsätze über die Zeitverhältnisse, und setzte sich mit ihm über seine Ansichten, Wünsche und Vorschläge für die nächsten Aufgaben der christlichen Civilisation freundschaftlich auseinander. Von ihm hörte er viel Rühmliches über den bescheidenen tiefreligiösen jungen Künstler Overbeck, und da er einen Studenten aus dem Oldenburgischen,

der nach Rom ging, um Theologie zu studiren, dort einzuführen wünschte, so schrieb er in einem aus „Sondermühlen bei Melle im Osnabrückschen, den 13. August 1818“ datirten Empfehlungsbrief an Overbeck:

„. . . Ich kann diese Gelegenheit nicht unbenuzt lassen, Ihnen als Sohn meines Freundes, und als einem edlen Jüngling, von dem ich so viel schönes und erfreuliches von mehr als Einer Seite her vernehme, von ganzem Herzen Glück zu wünschen dazu, daß Sie in den Schooß der Kirche zurückgekehret sind, aus welchem unsre Väter sich hatten verlocken lassen. Wir beide haben denselben Schritt gethan, und sind uns dadurch nahe gekommen, obschon wir uns in diesem Leben schwerlich sehen werden. Jener Schritt war aber auch nicht auf dieses Leben, nicht auf Verhältnisse der Zeit oder des Raumes abgesehen.

„Ich freue mich, daß Sie in Rom sind, diesem classischen Boden für die Kunst, welcher Sie, wie ich höre, so viele Ehre machen; diesem kirchlichen Boden für den Katholiken. Lassen Sie, edler Jüngling, sich meine Freude an Ihnen, und meinen Glückwunsch wohl gefallen, und gedenken Sie mit Liebe Ihres ungethanen aber Sie hochschätzenden und liebenden Genossen F. L. Graf zu Stolberg.“

Diese freundliche Anerkennung bereitete Overbeck innige Freude. Fünfzehn Monate später schied der ehrwürdige Schreiber dieses Briefes aus dem Leben, und einer letzten Willensmeinung des Heimgegangenen entsprechend ließ Gräfin Stolberg an Overbeck, Beil. und Genossen dessen große Geschichte der Religion Jesu Christi nebst vier Exemplaren einer deutschen Bibelübersetzung und anderen ähnlichen Werken übersenden. Das Geschenk wurde von den Künstlern als ein kostbares Andenken an einen Mann und Bekenner, dessen heiligmäßiger Charakter längst in ihren begeisterten Herzen lebte, begrüßt und aufgenommen.

Overbeck, der bis an seinen Tod den Eintritt in die Mitgliedschaft der Einen allgemeinen apostolischen Kirche als ein

Wert der göttlichen Gnade pries, mit einem unverstiegliehen Dankgefühl, dem er immer wieder Ausdruck gab, theilte seinem Freunde Vogel die Nachricht von seiner Conversion in folgenden Zeilen mit:

„Deine Offenheit, mein Lieber! entlockt meiner Feder ein Geständniß, das ich vielleicht noch für eine Weile zurückgehalten hätte; allein ich will nicht, daß meine Freunde es mir an Zutrauen zuvor thun sollen, und so will ich Dir denn mein innerstes Herz aufschließen, gewiß, daß was Du auch darin erblicken wirst, Dich wohl befremden, aber nicht an Deinem Freunde kann irre werden lassen. Wisse also, mein Lieber! daß ich nicht allein meiner innigsten Ueberzeugung nach und mit dem festen Glauben, sondern auch äußerlich bereits der katholischen Kirche angehöre, das heißt, daß ich nicht etwa ein Verfechter pfäffischer Schändlichkeit oder ein Anhänger von Parteigeist erhitzter pharisäischer Schriftgelehrter bin, sondern mich bekenne zu jener Heerde, die nach meinem festen Glauben durch göttliche Fürsorge das theure Wort Gottes, wie es aus dem Munde des Heilands gegangen, besitzt, und die im Lichte der Wahrheit wandelt, täglich und stündlich beseligt durch die Wunder seiner Gnade, ihm auf das innigste verbunden wie die Braut dem Bräutigam, und im vollen Rechte der Kindschaft, das uns Jesus Christus erworben. Daß ich einen solchen Schritt nach vorhergegangener, langer und reiflicher Ueberlegung und gewissenhafter Nachforschung gethan, wirst Du voraussetzen; daß ich aber nach erkannter, durch die Geschichte sowohl als die Vernunft hinreichend erwiesener Wahrheit dem göttlichen Lichte nicht Widerstand leisten wollte, sondern trotz dem Spotte einer halben Welt, die es für Wahnsinn hält, einen solchen Schritt zu thun, ja trotz meinem eigenen Vater, diesen Schritt wirklich that, ob das bei Dir nun Lob oder Tadel verdienen wird, weiß ich nicht. O, mein Lieber! wer seine nahe Gottheit im Genusse der heiligen Sakramente empfunden, wer die Früchte seines Reiches, Friede und Freude im heiligen Geiste,

genossen, wen Er hat fühlen und erkennen lassen, wie über Alles wichtig der Besitz seiner Liebe ist, der begreift auch seine Worte wohl: wer nicht verlässet Vater und Mutter zc. um meinetwillen, ist meiner nicht würdig; der fühlt seine eigene Schwachheit durch seine Kraft gestärkt zu jedem heldenmüthigen Opfer. Und siehe! wie milde seine Hand es wendet! Mein Vater entzieht mir weder seine Liebe noch seine Achtung, unsre Herzen bleiben vereint nach wie vor. Und so hoffe ich denn auch, daß Er mir die Liebe meines Freundes erhalten wird, und sein Herz vereint mit dem meinigen; ja ich hoffe und bitte von ihm noch viel mehr, nemlich daß Er meine Lieben mit eben dem Lichte erleuchten wird und auch sie in den vollen Besitz seiner beseligenden Gnade setzen, dazu er nach seiner Barmherzigkeit mich berufen hat.“

8. An der Arbeit.

(1813—1816.)

L. Vogels Heimkehr. Kupferstechen. Thorwaldsen's Alexanderzug. Kreuztragung. Madonna mit Kind. Scheffer von Leonhardshoff. „Christus in Bethanien.“ Goethe und der Kunstmayer. Passavant, Gessner, Rumohr. Das Bild für die Königin von Bayern.

Der voranstehende Brief traf Vogel in Zürich, wo er seit September 1813 wieder im elterlichen Hause weilte. Schon im Herbst 1812, als Overbeck mit Cornelius aus Ariccia zurückkam, rüstete er zur Abreise. Seine für Rom festgesetzte Zeit war abgelaufen; da seine Eltern zudem durch Berichte über Werners Thun und Treiben unter den deutschen Künstlern in Unruhe versetzt wurden, so drangen sie auf des Sohnes Rückkehr¹,

¹ So nach Vogels (allerdings 50 Jahre später geschriebenem) Brief bei E. Förster, Cornelius I. 124. Vgl. daneben Züricher Neujahrsblatt 1881. S. 37.

und am 21. December 1812 verließ er mit schwerem Herzen Rom, nachdem er mit den Freunden noch einmal alle schönsten Punkte der ewigen Stadt besucht hatte. Overbeck, der über vier Jahre in innigster Vertraulichkeit mit diesem Freunde gelebt hatte, ohne in ihm das tiefere Glaubensgefühl erwachen zu sehen, das er wie Pforr in seiner Seele zu wecken wünschten, gab ihm zum Andenken seinen Lieblingsdichter Gellert mit auf den Weg, der ihm denn auch auf der Reise ein lieber Begleiter und aufrichtiger Trostspender geworden.

Er, Wintergerst, Colombo, Cornelius, Keller und Leybold fuhren mit dem tiefbetrübten Vogel und seinem Reisegenossen Honegger bis Ponte Molle hinaus. Dort sagten sie dem Scheidenden das letzte Lebewohl. Es war ein schmerzlicher Abschied. „Ihr Lieben, Guten, Unvergeßlichen,“ schreibt Vogel von Orvieto aus an Overbeck, „wie ich Euch dort zum letztenmal ans Herz drückte bei Ponte Molle und in den Wagen steigen mußte, und Euch nicht mehr erblicken konnte, da wars mir doch als risse man mir das Herz aus dem Leibe. Gott weiß es, ich wußte immer was ich an Euch hatte, aber darum wußte ich auch, was ich mit selber Stunde an Euch Theuren und an Rom verloren . . .“

Aber noch athmete er italienische Luft und er ließ sich mit der Reise Zeit; denn sein Vater hatte ihm erlaubt, noch ein Halbjahr in Florenz und Pisa zu verweilen. Vogel und R. Honegger, ein junger schweizerischer Kunstfreund von „trefflichen Grundsätzen“ aus Bremgarten, hielten sich an die gute Künstlerart und wanderten viel zu Fuß. Sie schickten ihr Gepäck voraus oder übergaben es einem Bauern, der ihnen mit seinem Esel folgte. In solcher Weise wanderten sie mit ihren Palmstöcken nach dem weinberühmten Monte Fiascone, besuchten sie Bolsena und Orvieto, wo sie zwei Wochen verblieben, und trachteten überall den Freunden den Weg vorzuzeichnen, auf dem sie ihnen in möglichst ökonomischer Weise folgen könnten. In Orvieto feierten sie Weihnachten und den Jahreschluß, und

besonders am Sylvesterabend fühlte sich Vogel von „gewaltigem Heimweh“ nach den Brüdern in Rom ergriffen. „Weißt Du auch noch, lieber Overbeck, wie Du, Wintergerst und ich voriges Jahr im Chor unserer Kirche jene Mitternachtsstunde traulich feierten; was wir uns da, wie schon früher oft, mit einem warmen Kuß gelobten, soll auch so lang wir leben gelten, nicht wahr, Lieber, Guter?“ — —

Vogel schrieb der Verabredung gemäß ausführliche Reisebriefe an Overbeck, Briefe voll anschaulicher Schilderung von allem was er auf der gemächlich vorrückenden Wanderschaft, zumal in Perugia, Assisi, Florenz, Siena sah und beobachtete¹. Er erzählt seinem Freund, wie er an einem schönen Sonntag zu Pisa im Kreuzgang des Campo Santo, „diesem Heiligtum von der herrlichsten gothischen Architektur“, dessen weißer Marmor so wunderbar contrastirt mit dem reinen Tiefblau des Himmelsgewölbes, gesessen und gezeichnet habe; da gingen zwei Reisende vorüber, und während sie eine der lieblichen Darstellungen von Benozzo Gozzoli betrachteten, hörte er einen zum andern auf Deutsch sagen: „Sehen Sie, sehen Sie, wie auffallend Overbeck diese Sachen studirt hat.“ Dem Freunde Overbecks lachte das Herz im Leibe, wie er so unerwartet dessen Namen nennen hörte, und er konnte nicht anders als die zwei Forestieri frischweg anreden und sie versichern, daß Overbeck den Boden von Pisa noch mit keinem Fuß betreten habe. Es schienen Sachsen zu sein.

Nicht allein von Vogel hörte Overbeck von der in den Städten Mittel- und Oberitaliens erhaltenen mittelalterlichen Schönheit und Erhabenheit. Johannes Veit und Wintergerst hatten bei ihrer Ankunft in Rom die Freunde mit ihren glühenden Schilderungen von den herrlichen Kunstschätzen, die sie zu

¹ „Deine lebendigen Erzählungen haben uns zu Dir im Geiste versetzt, und wir haben Dir alles Schöne nachempfunden“ — antwortet Overbeck am 12. Februar 1813.

Padua, Florenz und Siena gesehen, enthusiastirt; und eben so lauteten von 1812 an die Berichte derjenigen aus der Brüderschaft, welche in die Lage kamen, sei es auf einem künstlerischen Streifzug, oder auf der Heimreise nach dem Norden, Orvieto, Siena, Florenz, Pisa und Mailand zu besuchen.

Hier standen sie unmittelbar im Anschauen der Vorbilder, welche sie suchten, und sie schrieben begeisterte Briefe an Overbeck und die anderen Freunde, welche zurückgeblieben, um sie aufzumuntern, sobald es nur immer ihre Verbindlichkeiten und Mittel erlaubten, ihnen nachzufolgen und in diese Quellen der Wahrheit und künstlerischer Freudigkeit sich zu versenken. In Orvieto erwartete sie Luca Signorelli, der, ebenso ausgezeichnet durch seine Geisteskraft wie Fra Angelico durch die reine Seligkeit der Empfindung, mit einem Verständniß für das Wesen der Kunst ausgestattet war, welches nur von Rafael übertroffen wurde, und mit einer Tiefe des Gefühls und grandioser Schöpferkraft, welche Michel Angelo's Meisterwerke in der Sixtinischen Kapelle in Schatten stellt. Signorelli's großartige Frescobilder vom jüngsten Gericht im Dome zu Orvieto haben Cornelius so mächtig ergriffen, daß er diesen italienischen Künstler später zu seinem Führer sich nahm.

In Siena fanden sie andere Lehrmeister von einem eigenthümlich zarten innigen Geiste. Sie verehrten Guido von Siena (älter als Cimabue); sie liebten den Hauptvertreter dieser Schule Simon Martini, gewöhnlich (aber unrichtig) Simon Memmi genannt, und seinen minder begabten Schwager Lippo, Zeitgenossen Giotto's, welche mit einander arbeiteten und der Nachwelt Gemälde von anmuthender Süßigkeit und zarter Durchführung hinterließen. Sie ehrten Soddoma in seinen früheren Werken, wie seine vorzügliche hl. Katharina, welche nach Vogels Meinung „unter die glücklichen Erfindungen von Rafael könnte gezählt werden“, ohne sich mit anderen befreunden zu können, wo dieser und andere kleinere Meister, Pacchiarotto, Peruzzi und Beccafumi in ihren späteren Tagen, Manie-

rismus mit Gefühl vermengend, schwächliche Malereien zu Tage förderten.

Im Campo Santo zu Pisa, diesem ergreifenden „Museum italienischer Kunst“, wandten sie mit Vogel besondere Aufmerksamkeit dem Fiesole-Jünger Gozzoli zu; sie liebten ihn wegen der Grazie und unerschöpflichen Fülle seines Geistes und der Lebenswahrheit seiner Gestalten. — In Mailand beugten sie sich in bewundernder Ehrfurcht vor dem Genie des „wunderbaren“ Leonardo da Vinci.

So kam Overbeck durch seine Freunde gleichsam persönlich in Berührung mit geistesverwandten Meistern, welche in ihren Werken „die Großheit mit der Anmuth, die ruhige Würde mit der freieren Bewegung, den traditionellen Typus mit dem lebendigen Ausdruck“ vereinten; während seine eigene Verehrung für Künstler, welche nur nach dem Guten und Wahren gestrebt, das Verlangen in ihm erweckte, ihrer edlen Richtung zu folgen, mit seinen Genossen den abgerissenen Faden von Giotto, Fra Angelico, Signorelli, Rafael und anderen gottbegnadeten Malern aufnehmend wieder anzuknüpfen, und in gelehriger Selbstthätigkeit ihn liebevoll weiterzuspinnen.

Wie diesen christlichen Kunstvorfahren diene auch ihm die Kirche und ihr Gottesdienst, die Feierlichkeit ihrer liturgischen Handlungen als eine Quelle, aus der er die Anregung zu manchen erhebenden Motiven, zu manchen heiligen Bildern schöpfte. Man darf nur die Werke der älteren Meister durchgehen, um sich zu überzeugen, daß dieselben ihre Muster nirgend anders gesucht und ihre Gruppierungen nirgend anders gefunden haben, als in dem, was sie bei den gottesdienstlichen Funktionen zu erblicken gewohnt waren. Warum, fragt Cardinal Wiseman in einem seiner Vorträge, sind ihre Engelsgestalten mit weißen Gewändern bekleidet, mit umgürteten Lenden und knieend in tiefer Anbetung versunken abgebildet, während in den Gemälden neuerer Zeit eben diese seligen Geister nur als wohlgenährte, in den Wolken spielende und sich herumtummelnde Kinder

unserm Auge sich darbieten? Die Ursache ist keine andere, als daß gerade diese Kleidung und diese Stellung die den meistens jugendlichen Klerikern eigenthümliche Kleidung und Stellung war. Woher entnahmen sie für die Heiligen, welche um den Thron der göttlichen Mutter herumstehen, die Costüme mit ihren kostbaren Stickereien und ihren reichen Falten, welche dem prächtigen Farbenspiele dieser Schule ein so weites Feld eröffneten? Wo fanden sie die Ideale, nach welchen sie diesen Gestalten einen so bescheidenen Blick, eine so ungezwungene Haltung zu geben wußten, wenn nicht in den ehrwürdigen Dienern der Kirche, durch welche die heiligen Handlungen vollzogen wurden? „Ein zartes und feierliches Gefühl weht durch alle Werke dieser großen Meister, ein Gefühl, welches durch nichts anderes in der Natur konnte erweckt werden, als durch das was wir in dem kirchlichen Ritus ausgeführt sehen.“¹

Seit der Rückkehr von Ariccia hatte Overbeck, wie wir wissen, seine Wohnung in der Via Porta Pinciana Nr. 37. In diesem Quartier lebte er vom Herbst 1812 bis zum Herbst 1818, volle sechs Jahre hindurch. Es war ein mühevollles Dasein in Armuth und strenger Arbeitsamkeit, aber durch gläubiges Gottvertrauen und gemüthvolle Geselligkeit erheitert. Die Pulini's vergaben ihre Wohnräume an Miethsleute, welche weder Kost noch Bedienung verlangten. Es herrschte da die primitivste Einfachheit: Ziegelstein-Boden, armseliges, unpolirtes, abgenütztes Mobiliar; das Bettgestell enthielt einen mit Maisblättern gefüllten Sack, mit einer dünnen wollenen Matratze darüber. Aber die Miethswohner, meist gute Freunde und Berufsgenossen, ließen sich durch solchen Mangel an Bequemlichkeit nicht stören. Sie lebten für den Himmel, für ihre Kunst und für einander. Colombo wohnte bei Pulini. Der

¹ Vgl. N. Wiseman, Vorträge über die Liturgie in der päpstlichen Kapelle, gehalten zu Rom 1837.

wackere badische Künstler Zoll wohnte dort¹; ebenso auch Sutter, als er nach Rom kam. Cornelius schlug als frisch verheiratheter Mann daselbst seine Stätte auf² und fand eine Befriedigung darin, daß seine Frau und sein Kind an der freundlich zuthunlichen Signora Benedetta Gesellschaft und nöthige Fürsorge hatten. Hiemit ist aber die Liste der Hausgenossen aus der Künstlerschaft noch weitaus nicht erschöpft.

In einem Briefe an L. Vogel vom 12. Februar 1813, worin Overbeck dem Freunde meldet, daß er mit der Zeichnung zu dem von seinem Vater bestellten Bilde beschäftigt sei, bemerkt er: wosern es anginge, möchte er ihn um Uebermittlung eines kleinen Vorschusses ersuchen. „Denn trotz der vielen Aufträge und meiner eingeschränkten Lebensart ist meine Kasse doch immer leer und gerade diesen Augenblick ist wieder gänzliche Ebbe. Doch kennst Du meine Gesinnungen, und daß mich eine solche Lage nicht beunruhigen kann. Sollte es also gerade jetzt Dir schwer fallen, mir etwas zu geben, so besteh' ich nicht darauf, denn mein Kassier hat mein Zutrauen noch nicht verloren; im Gegentheil hat er mich seit Deiner Reise mehrere Male sehr in meinem Vertrauen gestärkt. Ja mein Lieber! der Herr thut Zeichen und Wunder auch heute noch, wenn wir nur glauben. Am Tage des Evang. Johannes als an meinem Namenstage, da auch der letzte Heller meiner Kasse ausgegeben war am vorigen Tage, und ich bei mir gedacht hatte, nun jetzt muß wieder unser Herr-Gott helfen, kam der Eberhard³ zu mir,

¹ Franz Joseph Zoll aus Donaueschingen (1770—1833), wurde Professor der Zeichenkunst an der Universität Freiburg und 1823 Gallerie-Inspector in Mannheim.

² Cornelius heirathete 1814 die Tochter eines römischen Kunsthändlers, Grossi. In Overbecks Tagebuch findet sich folgende Einschreibung: „Am 14. März 1814 hob ich Cornelius sein erstes Kind aus der Taufe — Helena Johanna Maria.“

³ Konrad Eberhard, geboren 1768 in Hindelang, der treffliche Bildhauer und Maler, der als Stipendiat des Königs von Bayern

mit einem soeben erhaltenen Briefe von Dallarmi aus München, und zeigte mir an, daß er den Auftrag erhalten habe, mir 30 Scudi baar auszuzahlen als Vorschuß für ein kleines Bildchen, das dieser von mir wünschte, wobei ich aber Herr bleibe nicht allein in der Wahl des Gegenstandes, sondern auch die Zeit zu bestimmen, wann ich es malen wolle, indem es gar nicht Eile habe damit. Du kannst denken, wie ich bei dieser sichtbaren Fügung Gottes betroffen war; auch konnte ich mich nicht enthalten zum Eberhard zu sagen: Nun, Sie kommen mir wie ein Engel vom Himmel, denn gerade hatte ich zu Gott gebetet, daß er mir aushelfen wolle! Diese Sache habe ich mir tief zu Herzen genommen, und nun wende mir auch Keiner mehr etwas ein, daß es auch einmal fehlschlagen könne u. dergl. Wer sein Vertrauen auf Menschen setzt oder auf seine eigne Kraft, der kann sich täuschen, aber wer auf Gott gebaut hat, der hat sich noch nie betrogen gesehen. Und Er, der für die Bedürfnisse unsers Leibes so väterlich sorgt, wird auch unsre Seelen nicht verderben lassen; Du wirst nicht zugeben, o Herr! daß meine Seele in die Irre geht, die Dich von Kindheit auf reblich gesucht hat. — Ich könnte Dir dergleichen vielleicht ebenso sichtbare Beweise der Fürsorge Gottes mehrere erzählen, aber für jetzt fehlt es mir an Zeit. Alles grüßt Dich herzlichst."

Dem in Florenz weilenden Johannes Veit theilt Overbeck im August 1813 in dankbarer Erregung mit, daß die Vorsehung den Freund als Werkzeug gebraucht habe, ihm beizustehen und ihn in seinem Gottvertrauen zu bestärken¹: „Denn sowie der Herr allezeit auf seinen verborgenen Wegen sorgt für die, die seiner Hülfe vertrauen, fügte es sich auch diesmal, daß ich soeben den letzten Bajocco für mein Abendbrod ausgegeben

und Commissionär des Kronprinzen Ludwig in Rom lebte; nachmals Professor an der Akademie in München, wo er 1859 starb.

¹ Dorothea v. Schlegel und deren Söhne zc. Bd. II. 198.

hatte und ohne zu wissen, wovon ich am folgenden Tage leben werde, nach Hause kam und Deinen lieben Brief vorfand . . .“¹

Für die Sommermonate wäre er mit Colombo gern nach Orvieto gezogen, wenn es die magere Kasse erlaubt hätte. Dafür ward er durch den Gewinn eines neuen Bundesgenossen entschädigt.

Overbeck an Sutter.

„Rom, 21. Mai 1813.

„... Nun aber, mein lieber Bruder, habe ich Dir noch eine andere wichtige Neuigkeit mitzutheilen, die nemlich, daß unser Bund wieder um ein Mitglied stärker geworden ist, durch die Aufnahme unsers Freundes Shadow, des Sohnes des bekannten Bildhauers in Berlin. Glaube ja nicht, daß wir hierbei voreilig zu Werke gegangen sind, wir alle waren darüber vollkommen einverstanden, und wirklich könnte man sagen, daß dieser junge Bruder uns Aeltere zu neuem Eifer anspornt sowohl durch sein edles tief eindringendes Bestreben und seine schon erlangten großen Kenntnisse und Fertigkeiten in der Kunst, als auch durch seinen musterhaften Wandel, seinen Ernst, mit dem er nach Vervollkommnung ringt, und seine reine wahrhaftige Religiosität. Er ist gegenwärtig gerade für kurze Zeit auf dem Lande, um sich von einer Krankheit zu erholen, sonst würde er wohl selbst auch schreiben, um Dich als Bruder zu begrüßen. Welche neue Freude, für uns alle, für die gute Sache eine neue Stütze gewonnen zu haben . . .

„Ich gestehe Dir, lieber Bruder, mit Reue und Scham, daß, wiewohl ich sagen kann, daß wir im Wesentlichen der Sache nicht kalt geworden, auch nicht vom rechten Wege abgewichen sind, doch im Aeußeren eine Lauheit eingegriffen hat, die, wenn

¹ Weits Brief ist vom 21. August 1813 datirt und enthält die Mittheilung, daß der Schreiber seinem Bankier in Rom den Auftrag gegeben habe, an Overbeck zehn Scudi auszuzahlen, weil ihm der Gedanke gekommen, der Freund möchte sich in Noth befinden.

ihr nicht bald mit Ernst und Nachdruck gesteuert wird, am Ende nachtheilige Folgen haben kann. Sie besteht hauptsächlich in der Nachlässigkeit, mit der die wöchentlichen Versammlungen gehalten werden; schon eine geraume Zeit ist es, daß immer daran gearbeitet wird, sie mit neuem Eifer fortzusetzen, aber es kommt nie dazu. Da es mir als dem ältesten Mitgliede vor allen andern zukäme, darüber zu wachen, so klage ich mich besonders gegen Dich an, bitte aber um Deinen Rath, wie wohl ernstlich der Sache abgeholfen werden könnte; denn ich sehe ein, daß von meiner Seite nicht hinreicht, selbst an Ort und Stelle mich einzufinden, sondern daß ich auf die andern zu wirken suchen sollte. Wir glauben jetzt am besten zu thun, wöchentlich in Gemeinschaft etwas anzusehen und uns angesichts der Meisterwerke über die Kunst, über unsern Orden zu besprechen; weil in dem bloßen Zusammenkommen es oft an Stoff gebricht zu nützlichen Unterredungen¹

„Ich habe zwar hier alle Hände voll zu thun, aber leider! lauter kleine Sachen und -trotz der vollen Hände allzuleere Taschen. Ein kleiner hl. Stephan ist gerade im Fertigwerden; so auch mein Bild für die Königin von Bayern, das noch immer nicht ganz beendigt ist. Es ist mir unendlich schwer das eigentliche Fertigmachen eines Bildes; ich verderbe so leicht beim Uebermalen das Untermalte, weil ich noch so wenig Erfahrung habe was man körperlich malen, und was man lasiren muß. Meine Erfahrungen hierin will ich Dir nächstens in einem ausführlichen Briefe mittheilen, weil ich glaube, hier im Technischen der Kunst viel gelernt zu haben, wovon ich in Wien nie gehört hatte.

„Kürzlich ist hier ein Buch herausgekommen von einem Chemiker und einem berühmten Bilderrestaurateur verfaßt, das ganz von der Zubereitung der Farben für die Malerei, ihren

¹ Aehnlich auch an L. Vogel. Doch hat er bald wieder Besseres zu melden.

chemischen Bestandtheilen und den daraus folgenden Regeln für ihre Mischung und Zusammenstellung handelt, sammt dem Verfahren der alten Maler im Malen, ihren Firnissen u. dgl., was sehr nützliche Dinge für uns enthält. Durch Koch, der es gewiß von hier kommen läßt, wirst Du es näher kennen lernen können¹

„Zeit ist fort von hier und auf der Reise nach Florenz, seiner Gesundheit halber, die dem hiesigen Klima unterlag. Ich habe viel Hoffnung für ihn, wenn er treu bleibt. Eine Zeichnung, die er mir aus Orvieto, wo er sich auf seiner Reise einige Wochen aufgehalten, geschickt hat, vom Wunder zu Bolsena, hat mir viele Freude gemacht; sie war voll Empfindung und zeigte ein reines Streben. Ein Abweg für ihn ist die Beiseite-
setzung des Wissenschaftlichen, wovor ich ihn häufig gewarnt habe, und welches er auch wohl als falsch erkennt, aber ein wenig träge ist auszugleichen. Ueberhaupt, mein Bruder, können wir nicht genug auf's Gründliche gehen, um einer jetzt einreisenden Thorheit, die Alten in ihrem Aeußern nachzuäffen, dadurch einen Damm entgegenzusetzen. Du wirst mir darin beständig ein Muster bleiben, sowie unser sel. Freund Pschorr, der mit solchem Ernste vorwärts strebte, daß man bis zu seinen letzten Arbeiten beständig bedeutende Fortschritte wahrnahm. Oberflächlichkeit ist eigentlich das Hauptübel unserer Zeit, und darum muß unser Streben, glaube ich, hauptsächlich in die

¹ Saggio analitico chimico sopra i colori minerali etc. di Lorenzo Marcucci colle note del S. Pietro Palmaroli. Roma 1813. Palmaroli war ein weitbekannter Gemälde-Restaurator, der die Kunst erfand, Frescogemälde von den Wänden abzunehmen und auf Leinwand überzutragen. († 1828 in Rom.) Auch dem in Florenz weilenden Vogel empfiehlt Overbeck die Schrift, als ein Buch, das jeder gut thäte in seinem Hausrathe zu haben. „Auf Sorgfalt in Behandlung des Technischen, auf reinliche Zubereitung der Farben etc. kommt, ich sehe es immer mehr ein, doch auch sehr viel an, und das ist heut zu Tage meistens so lieblos vernachlässigt worden.“ (22. Mai 1813.)

Tiefe und nicht in's Weite gehen. Daß man das doch allen jungen Anfängern in der Kunst recht einprägen könnte! . . . Ich glaube, daß nichts so fördert, als dieß [eine eigene Idee auszuführen]. Doch mache ich an mir selber auch die Erfahrung, daß etwas recht Gutes zu copiren zu seiner Zeit sehr nützlich sein mag; und sobald ich die Mittel dazu habe, gedenke ich es auch zu thun. Vogel ist jetzt damit in Florenz beschäftigt¹ . . . Auch Psorr sah dieß am Ende hier ein, und copirte einen Christuskopf nach Albrecht Dürer. Cornelius hat die gleiche Erfahrung gemacht. So glaube ich also, daß man den Anfängern nicht unbedingt Abscheu gegen das Copiren an sich einflößen sollte, sondern nur gegen das Copiren nach schlechten Sachen. —

„Alle Brüder grüßen Dich herzlichst und ich umarme Dich zärtlich als
Dein treuer Bruder Overbeck.“

In diese Zeit fällt der erste Versuch Overbecks im Kupferstechen. Am 10. November 1813 berichtet er an Vogel:

„. . . Während ich den Hintergrund [zu dem Bild für Vogels Vater] trocknen ließ, habe ich Colombo's Portrait, beinahe lebensgroß, untermalt, und einen Versuch im Kupferstechen gemacht, wovon ich Dir beiliegend eine Probe sende, die Du annehmen wirst als das was sie ist, nemlich als den allerersten Versuch, den ich mit dem Grabstichel mache, und den ich Dir mehr zum Scherz sende, als daß ich glaubte etwas rechtes gemacht zu haben. Hier habe ich indessen die Künstler dadurch in Aufruhr gebracht und alles hat Lust bekommen es auch zu probiren, Cornelius, Leybold &c. Ich selbst habe Muth dadurch

¹ An Vogel selbst schreibt Overbeck am 22. Mai 1813: „Wollte Gott, daß ich doch auch noch einmal ein kleines Bildchen etwa von Raphael kopiren könnte! Wie viel läßt sich nicht an einem einzigen Kopfe lernen! Doch freue ich mich, daß meinen Freunden zu Theil wird was mir versagt ist; . . . wie es überhaupt zu meinen Freuden gehört, mich an dem Glücke meiner Freunde zu weiden.“

gewonnen, indem ich sehe, daß es keineswegs so unfählich schwer und mühsam ist als man sich einzubilden pflegt, und es gefällt mir ungleich besser, als das Radieren, weil man nicht die Unannehmlichkeiten des gefährlichen Aetzens hat und am Ende doch auch viel mehr leisten kann als mit dem Radieren. Beim zweiten Versuch werde ich mir schon eine schwerere Aufgabe geben, nemlich den Kopf des Saverio¹, den ich zu dem Johannes auf meinem Einzug Christi gezeichnet habe; und wenn ich ihn zu Stande habe, so sende ich Dir ebenfalls einen Abdruck davon. Es hat für mich einen gar großen Reiz, mir nicht allzu enge Schranken in der Kunst zu setzen; und wenn ich einen Tag gestochen habe, so male ich den andern mit doppelter Freude. Und was hat nicht unser herrlicher Dürer und Marc Anton und Andere für treffliche Sachen auch in dieser Kunst gemacht!"

In dem schönen Bunde, in dem es keinen Unterschied hinsichtlich der Fähigkeit, keine Abstufung im Range gab, sondern jedes Mitglied sich als einen Diener im Tempel der heiligen Kunst betrachtete, wo die höchste Stellung darin gipfelte, ein treuer Jünger des Einen großen Meisters zu sein, paßte es ganz und gar zu dem Plane einer Popularisirung der Kunst, auch den Betrieb des Radirens und Kupferstechens auf eine neue Bahn zu bringen. Die Brüder des Lukasordens studirten emsig die alten deutschen Kupferstecher, welche mit gewissenhafter

¹ Ein junger, von dem Aufenthalt in Villa Malta her den Künstlern bekannter Italiener, besonders von Pforr geliebt. „Grüße mir auch," schrieb letzterer aus Neapel (Oct. 1811), „meinen Saverio von mir und mache ihm wieder eine kleine Freude mit etwas, das Du ihm in meinem Namen gibst." — Overbeck an Vogel, 10. November 1813: „Mit Colombo studiere ich häufig nach dem Modell und zwar auf Deine Weise, nemlich nicht so peinlich auf die Ausführung bedacht als vielmehr auf die Bewegung, meistens nach dem Saverio, der noch immer, wiewohl ganz verändert, wunderschön ist; noch heute Morgen war er da und hat eine sehr schöne Stellung gemacht, an denen er gleichsam unerschöpflich ist, denn jede Bewegung ist bei ihm schön oder doch lebendig."

Genauigkeit mehr die Form und den Charakter, als das Malerische eines Bildes wiedergaben. Sie hatten ihre Freude an den eigenthümlichen kräftigen Holzschnitten und Stichen von Dürer, Cranach, Lucas von Leyden und anderen Meistern, in denen jede Linie sichtbar ist. Sie schätzten die Werke von Mantegna und Marc Antonio wegen der gleichen Eigenschaften. Sie bewunderten das künstlerische Geschick Augustin Caracci's, bedauerten aber, daß er nicht zufrieden mit der plastischen Erscheinung eines Werkes, durch gesteigerte Anwendung von Licht und Schatten auf einen malerischen Effekt hinielte, der zu einer gezierten Darstellungsweise führte und den allgemeinen Geschmack verdarb. Die französischen, deutschen, italienischen und zuletzt die englischen Kupferstecher, welche seinem Beispiel folgten, wußten durch eine Combination der technischen Mittel das Spiel des Pinsels oft bis zur höchsten zauberischen Wirkung nachzubilden, und entwickelten eine Virtuosität, welche an optische Täuschung grenzte.

Der metallischen Glätte der damals beliebten Stiche überdrüssig, trachteten sie den strengern Stil der alten, kräftigen, anspruchslosen Linienmanier wieder einzuführen; umsomehr als derselbe ihrer eigenen Richtung, ihrer Darstellungs- und Malweise am besten entsprach.

Das Verlangen, zu einem gesunderen Stil in der graphischen Kunst zurückzukehren, war nicht auf die Lukasbrüder allein begrenzt. Dank den redlichen Bemühungen von Unger und Gubitz in Deutschland, von Bewick in England, war der in Verfall gerathene Holzschnitt wieder in Aufnahme gekommen und im Verlauf dieses Jahrhunderts allmählich auf eine solche Stufe der Vervollkommenung gehoben worden, daß er bald das populärste Mittel künstlerischer Vielfältigung bildete.

Wir erkennen jedoch den Lukasbrüdern den einfachen klaren Stil des Kupferstiches zu, der einer Federzeichnung gleichkommt. Sie führten ihn in der Ueberzeugung ein, daß der wirkliche Werth des Stiches nicht in blendenden Contrasten von Schwarz

und Weiß besteht, sondern in einer treuen Wiedergabe des künstlerischen Gedankens. Schadow bezeugt, daß es vorzüglich Overbecks Einfluß war, der eine Revolution unter den deutschen Kupferstechern anbahnte, indem er die jungen aufkommenden Talente veranlaßte, wieder auf jene strenge Methode zurückzugreifen, welche mit wenigen sicheren Strichen das Wesentliche des Vorbildes wiedergibt und wegen dieser Behandlungsweise den Namen Carton- oder deutscher Stil erhalten hat¹.

Von Overbecks Kupferstichen und Radirungen ist nur wenig bekannt, da sie nicht in den Handel, sondern bloß in die Hände seiner Jugendfreunde kamen; erst später verschenkte er zwei Platten an einen verarmten deutschen Kunsthändler in Rom. Es sind dieß: der hl. Philippus Neri, stehende Figur mit Buch und Kreuz, und der betende Mönch, eine Gestalt von merkwürdiger Wirkung². Auf diesem Blatt ist das Antlitz des Mönches nicht sichtbar, auch Arme und Hände nicht, welche unter den Falten des wollenen Kleides verdeckt ein kleines hölzernes Kreuz umfassen. Nur die völlig reglose Gestalt, das Kreuz und die Falten der fließenden Gewandung stehen vor uns. Aber gerade diese sprechen so recht das Versunkensein im Gebet aus. Es ist in der That, als ob die Gluth der Andacht, welche den Künstler bei seiner Arbeit erfüllte, noch die leblose Platte durchdringe.

Weil Overbeck wußte, daß die Kupferstecher jener Tage mehr darauf bedacht waren, ihre eigene technische Geschicklichkeit zu entfalten, als den Gedanken des Künstlers treulich zum Ausdruck zu bringen, begann er selbst seine Arbeiten zu stechen. Es blieb jedoch lediglich ein Versuch; denn kaum hatten die Lukasbrüder gute Bilder geschaffen, als auch schon eine kleine Gruppe von Kupferstechern, welche in Sinn und Richtung mit

¹ Der moderne Vasari S. 173.

² Beide Blätter werden insgemein als Radirungen aufgeführt; Overbeck spricht aber in späteren Briefen von dem betenden Mönch auch als einem Stiche.

ihnen übereinstimmten, sich um sie scharte. Solche Anhänger und Mithelfer in dem mannhaften Eintreten für das Princip der Einfachheit waren Ferdinand Ruscheweyh, Samuel Amsler und Karl Barth¹.

Wir dürfen nicht unterlassen, den einzigen Fall zu verzeichnen, worin Overbeck sich mit der Uebertragung der Ideen eines andern Künstlers beschäftigte — aber keines Geringeren als Thorwaldsen.

Im Jahre 1811, als der päpstliche Palast im Quirinal plötzlich für die erwartete Ankunft Napoleons neu decorirt und eingerichtet wurde, erhielt Thorwaldsen den Auftrag, in kaum mehr als zwei Monaten ein Frieswerk — sechzig Fuß in der Länge und über drei Fuß in der Höhe — zu erfinden und auszuführen. Der Bildhauer wählte den Einzug Alexanders des Großen in Babylon nach der Beschreibung von Curtius Rufus. Der Fries, eines der schönsten Werke Thorwaldsens, das nach Overbecks Ansicht „den vortrefflichsten griechischen Fries den Rang streitig macht“, war für Rom nur in Gyps ausgeführt worden, wurde aber zweimal in Marmor nachgebildet, einmal für den Grafen Sommariva für dessen Villa am Comersee, jetzt Eigenthum des Herzogs von Sachsen-Meiningen, und dann für Kopenhagen als ein Geschenk für den König von Dänemark². — Im Jahre 1814 entwarf ferner Thorwaldsen einige Grabdenkmale: für Auguste Böhmer, welche in einem fränkischen Bade (Badlet), wo sie zur Pflege ihrer Mutter sich befand,

¹ Noch in späteren Jahren bedauerte indeß Baron Rumohr, daß Overbeck seine Versuche nicht fortgesetzt habe. Am 21. August 1828 schreibt er aus Florenz: „Bei Gelegenheit der Blätter von Ruscheweyh ist es mir wieder eingefallen, wie Schade es ist, daß Du Deine Blätter nicht selbst stichst. Wenn Du den Eremiten [betenden Mönch] doch einmal wieder abdrucken ließeßt. Ich kaufe Dir gerne 100 Abdrücke ab.“

² Ein Gypsabguß kam in das Leuchtenberg- (nun Prinz-Luitpold-) Palais in München.

plötzlich erkrankte und starb; für Philipp Bethmann-Hollweg, einen jungen Mann, der sich durch seine heroischen Anstrengungen bei einem Brande in Baden bei Wien eine lebensgefährliche Krankheit zugezogen hatte, und in Italien Genesung suchend, zu Florenz im December 1813 gestorben ist; das dritte war für Frau von Schubart, Gattin des dänischen Gesandten. Im Jahre 1816 endlich vollendete Thorwaldsen seine vielbewunderten Basreliefs „Nacht und Morgen“.

Von allen diesen Werken, welche in einem rein klassischen Geist gehalten sind, machte Overbeck Zeichnungen. Die Serie wurde dann von den bekannten italienischen Kupferstechern P. Bettelini und D. Marchetti gestochen, „zur großen Freude des Thorwaldsen“¹.

Overbeck an Vogel in Zürich.

„Den 26. Mai 1814.

„... Wirklich ist meine Zeit sehr beschränkt, da ich gegenwärtig, seit mehreren Monaten, nur den Vormittag zu meiner Arbeit habe, und den Nachmittag um's tägliche Brod bei Thorwaldsen arbeite, dem ich seine Bassorilievi zeichne.

„Doch muß ich auch in dieser Beschäftigung, wiewohl sie mir oft etwas lästig wird, die Fügung Gottes preisen, die überall Aushülfe zu finden weiß; indem ich den Nachmittag so viel verdienen kann, als ich den ganzen Tag gebrauche, und so die schönste Hälfte des Tages meiner eignen Arbeit widmen kann, also meinem Dir gegebenen Versprechen nicht ungetreu zu werden brauche. Ich bin aber zu dieser Arbeit genöthigt worden, weil

¹ Sie erschien unter dem Titel: Basreliefs des Bildhauers Albert Thorwaldsen. Erste bis dritte Lieferung: Alexanders des Großen Einzug in Babylon in 18 Blättern. Allegorische Darstellungen und Grabmäler in sechs Blättern, nebst beigefügter Erläuterung. Nach den Zeichnungen von Friedrich Overbeck in Rom in Kupfer gestochen von P. Bettelini und D. Marchetti, und herausgegeben von Joh. Fr. Wenner in Frankfurt a. M. (s. a.)

die Königin [von Bayern] noch immer gar nichts erfolgen läßt, wiewohl mein Bild nun schon seit lange in München ist; eine etwas verdrießliche Sache; denn wiewohl ich erkenne, wie unbedeutend dieses Bildchen ist, und wie sehr ich Ursache habe selbst mit demselben unzufrieden zu sein, und in dieser Hinsicht auch gern auf allen weitem Lohn Verzicht thun würde, so lebt man eben doch nicht von der Lust.

„Dies führt mich nun aber darauf, Dir Auskunft über meine eigne Arbeit, Dein Bild, zu geben, und hier komme ich auf das Geständniß der Schuld, die ich auf dem Herzen habe; ein Geständniß, das mir recht schwer wird, weil sich Deine Fantasie nun schon wird ein Bild ausgemalt haben, das ich Dir noch nicht liefern kann! Wie lieblich magst Du Dir nicht alles schon ausgemalt haben, den Christus, den auferstandenen, und die Magdalena im Garten 2c. 2c. — Ach! Du sollst auch einen Christus haben, aber keinen auferstandenen, und eine Magdalena bekommst Du auch, aber nur nicht im Garten; sie sitzt noch zu seinen Füßen und horcht seinen Lehren sammt ihrem Bruder Lazarus und den auserwählten Jüngern. Siehe da! das meine Schuld! Aber hier meine Rechtfertigung!

„Ich hatte alles nach der Abrede unternommen und wie Du weißt bereits angefangen; aber, wie Du ebenfalls weißt, in einer Zeit wo ich in einer gänzlichen Umwälzung mich befand, und wo ich selbst keine Augen hatte für das was ich machte. Als aber die Crisis endlich vorüber war, da gingen mir auf einmal auch die Augen über meine Arbeit auf, ich sah ein, wie trocken, wie unbelebt meine Arbeit sei, und daß Du an so einem Bilde unmöglich Freude haben könntest, und Dein lieber Vater sich am Ende für seine Güte sehr leicht belohnt sehn würde. Du kannst denken, in welcher Lage ich mich befand! — Das Bild fortsetzen, das konnte ich nicht, und doch, es von neuem anfangen, wer stand mir dafür, daß ich es besser machen würde? Denn es schien mir schon in der ganzen Anordnung zu liegen, und ich meinte, jeder müßte darin erkennen, daß ich hier hatte

der Raphaelischen Composition ausweichen wollen, dort der von Dürer, dort wieder der von Psorr, die ich beständig vor Augen hatte; kurz ich fühlte, daß es ein rechtes Glückwerk war, mit dem ich am allerwenigsten gerade Dir hätte vor Augen treten mögen. Was war also zu thun — es ganz von neuem zu componiren? Da wäre wo möglich etwas noch schlechteres herausgekommen; und doch war ich mit Deinem Vater übereingekommen diesen Gegenstand zu malen. Lange war ich in der drückendsten Unschlüssigkeit, bis ich endlich im Vertrauen auf Deine Freundschaft und in der Hoffnung, Du würdest Dich gütig bei Deinem Vater für mich verwenden, mich entschloß, einen ganz neuen Gegenstand zu unternehmen. Ich wählte, wie gesagt, den wo Christus bei Martha und Maria ist; die eine der Schwestern hört seinen Lehren zu, die andre ist bemüht ihm zu dienen; Christus spricht zur Martha, die sich auf eine milde Weise beklagt daß ihre Schwester sie allein schaffen läßt: Martha, Martha! Eins ist Noth! Deine Schwester hat das bessere Theil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden. Zur Seite des Heilandes stehen auf der einen die drei Apostel Petrus, Johannes und Jacobus, auf der andern der Bruder der Martha und Maria, Lazarus, auch ein geliebter Jünger Jesu, den er hernach von den Todten erweckte. Der Grund, warum ich diesen Gegenstand wählte, war für's erste um die verabredeten Personen von Christus und der Magdalena beizubehalten; dann aber der Wunsch, Dir mein Lieber das Eine Nothwendige dadurch für immer recht an's Herz zu legen; zugleich dünkte mich, daß die Darstellung der beiden verschiedenen, aber gleich liebenswürdigen Schwestern eine schöne Aufgabe für die Kunst sei, indem in ihnen der Gegensatz des activen und des contemplativen Lebens gleichsam personifizirt erscheint. Die häusliche geschäftige Martha, ein Charakter der mir besonders lieb ist, konnt ich nicht unterlassen noch durch eine Episode im Hintergrunde zu heben, das im Evangelium gerade vorher erzählte Gleichniß vom barmherzigen

Samariter. Nicht zu gedenken, daß die Charaktere der Apostel und des Lazarus Stoff zu den interessantesten Contrasten gaben."

Die künstlerische Krisis, von der in diesem Briefe die Rede ist, datirt wohl vom Sommer des vorhergehenden Jahres. Im August 1813 hatte er die Gemäldesammlung im Palazzo Sciarra besucht, die er „um dreier Capitalbilder willen“ mit brennendem Herzen verließ. Das eine war ein Leonardo da Vinci [Luini?]; das zweite Rafaels Violinspieler, „ein jugendlicher Kopf, der vielleicht kaum seines gleichen haben mag in Rücksicht der Vollendung und Schönheit“; das dritte Tizians Bella, ein Bild, über das er „keine Worte habe, um den Reiz der Farbe, die zugleich so wahr, so edel, so prächtig ist, zu beschreiben“. Am andern Tage sah er dann noch Leybolds der Vollendung entgegengehendes Gemälde, das auf ihn ebenfalls einen überwältigenden Eindruck übte und ihn einen Augenblick aus dem Gleichgewicht brachte. „Diese beiden Tage,“ schließt er, „haben eigentlich Epoche bei mir gemacht und es gährt jetzt in mir zu einer gänzlich neuen Wiedergeburt in der Kunst, weshalb ich für diesen Augenblick fast untüchtig zur Arbeit bin und nur zur Uebung eine Idee im Großen entwerfe.“ (27. August 1813.)

Der Leser darf nicht glauben, daß Overbeck, Cornelius und ihre deutschen Genossen, obgleich vom großen Kriegsschauplatz entfernt, den Vortheil genossen, ihrer Kunst in einem ruhigen Asyl sich hingeben zu können. Während der französischen Herrschaft in Rom lebten sie in einem Zustand der Unsicherheit und Aufregung dahin, nur des einen Trostes gewiß, daß sie „in Gottes Hand stehen“. Ihre Augen waren erwartungsvoll nach der Heimath gerichtet. „Unser armes, verkanntes Vaterland!“ schreibt Overbeck im April 1813 an Vogel. „Und wir können nichts thun als wünschen und beten — und im Stillen d. h. in uns selbst den jungen aber mächtigen Keim der sich wiedergebärenden Zeit hegen und pflegen, daß er unter Gottes Schutz

auch in uns aufgehe.“ Besorgnißerregend wurde ihre Lage zumal, als die Kunde von den Leipziger Siegestagen nach Rom drang; der Argwohn der Franzosen nahm um so bedenklichere Form an, je weniger die Maler ihre Begeisterung zurückhielten. Sie fühlten sich „wie eine Heerde Schafe, in die der Wolf gefallen ist“, als am Freitag den 12. November 1813 fünf Deutsche, nämlich Rauch¹, die beiden Niepenhausen, Rucheweyh und der Bronzegießer Hopfgarten, vom Polizeidirector die Anzeige erhielten, sich bereit zu halten innerhalb drei Tagen nach Frankreich transportirt zu werden. Ihr Vergehen bestand in einigen unvorsichtigen politischen Aeußerungen; Chalons-sur-Saône war ihnen bereits als vorläufiger Aufenthaltsort genannt. „Denke Dir, welche Sensation das auf uns alle gemacht hat!“ berichtet Overbeck dem Schweizer Freunde. Zum Glück gelang es der vereinten Vermittlung des Bildhauers Canova, des Directors und der Pensionäre der französischen Akademie, am Abend des folgenden Tages den bedrohten Künstlern die Freiheit auszuwirken. „Wir sind deshalb ebenso froh, als wir gestern niedergeschlagen waren“, bemerkt Overbeck am Sonntag Morgen, den 14. November.

Nach dem ersten Sturze Napoleons kam Rom aus den Händen der Franzosen in die der Neapolitaner. Overbeck und seine Landsleute lebten auch unter ihrer Herrschaft „in banger Ungewißheit“, bis endlich die allirten Mächte sich zur Wiederherstellung des heiligen Stuhles entschlossen. Am 24. Mai

¹ Der berühmte Bildhauer Christian Daniel Rauch (1777—1857) hielt sich damals, mit der Ausführung seines Denkmals der Königin Luise beschäftigt, in Rom und Carrara auf. Er bewies sich sehr edelmüthig gegen Colombo, als er, auf der Reise nach Carrara begriffen, diesen ohne Freunde und Bekannte mittel- und hilflos zu Florenz fand; er entriß den Halbverhungerten der Noth und bot ihm die Mittel, daß derselbe die Reise zu seiner Familie nach Brescia fortsetzen konnte. (Nach einem Briefe Overbecks an Vogel, vom 26. Mai 1814.)

1814 hielt der vielgeprüfte verbannte Papst Pius VII., von österreichischen und englischen Truppen geleitet, seinen feierlichen Einzug in Rom. Die Genossenschaft der Lukasbrüder empfand tiefinnigste Freude, als sie Zeuge war des unermesslichen Jubels und der Ovationen, womit der edle erhabene Greis in der ewigen Stadt empfangen und bewillkommt wurde. Wenige Wochen zuvor schon, am 21. April, hatten die Künstler und Kunstfreunde der alliirten Nationen zu Rom in der Villa Borghese ein Siegesfest veranstaltet, zur Feier des Einzuges der Allirten in Paris, an dem Overbeck und Cornelius auch künstlerisch sich betheiligten. Noch ganz erfüllt von dem Eindruck der festlichen Erlebnisse sandte Overbeck folgenden Herzenserguß an Vogel:

„26. Mai 1814.

„Es ist eine große Periode, in der wir leben — der große Acker der Welt, nachdem er lange Zeit brach gelegen, ist endlich wieder von Grund aus umgepflügt worden und ist nun bereit jedes Samenkorn in seinen fruchtbaren Schooß aufzunehmen. Die ewige Weisheit, die sich Hände zum Pflügen zu ersehen wußte, wird auch Hände zum Aussäen zu finden wissen, wird Regen und milden Frühling zu seiner Zeit senden, daß der Same nicht unfruchtbar bleibe. Mir dünkt, auch wir sind hingestellt an unserm Plaze Samen auszustreuen! Laß uns das folgsam thun, ein jeder nach dem Maße seiner Kräfte, aber um das Gedeihen unbekümmert sein, und die Sorge dafür dem überlassen, ohne dessen Willen weder jene hätten pflügen können noch wir Samen austreuen könnten. Wer hat nicht mit stiller Bewunderung dem wunderbaren Gange der großen Ereignisse unserer Tage zugesehn und in ihrer Lenkung die Hand des Allmächtigen angebetet? Und Gottes Hand zerstört nicht, sie reutet nur das Unkraut aus, um Besseres zu bauen.

„Wie herzlich wir hiesigen Ortes Theil genommen haben an dem allgemeinen Jubel über den glücklichen und glänzenden Erfolg der Waffen unsrer Landsleute und ihrer Allirten, davon

wird Dir das glanzvolle Fest ein Beweis gewesen sein, das die sämtlichen hier anwesenden, den alliirten Nationen angehörigen Künstler und sonstigen Fremden, in der Villa Borghese zur Feier der Einnahme von Paris gegeben haben, und davon Du ohne Zweifel schon wirst vernommen haben. Gerne würde ich Dir eine ausführliche Beschreibung davon machen, denn es gehört dieser Tag zu den herrlichsten meines Lebens, und ich weiß gewiß, Du würdest mit dem größten Interesse meine auch noch so trockene Erzählung lesen, allein aus Mangel an Zeit muß ich mich auf wenige Nachrichten beschränken¹.

„Für Cornelius und mich fieng dieses Fest, das am 21. April (dem Tage der Erbauung Rom's) stattgehabt hat, eigentlich schon am 19. an; indem wir in den zwei vorhergehenden Tagen, in aller Eile, noch ein transparentes Gemälde in collossaler Größe, nach seiner Angabe, malten, das die Stärke und Gerechtigkeit vorstellte, welche sich einander die Hände reichen und von einem Genius des Sieges bekränzt werden. Jeder von uns malte eine Figur, er die Stärke, eine herrliche, großartige, Raphaels würdige Gestalt, und ich die Gerechtigkeit. Mit welcher Freude wir an dieser Arbeit waren und welchen Reiz die collossalische Größe und die Schnelligkeit in der es entstehen mußte, für uns hatte, kann ich Dir nicht sagen; wir empfanden recht, wie es den Alten mag zu Muthе gewesen sein bei ihren großen Arbeiten, und daß diese Schnelligkeit im Grunde das Wahre ist; den Genius mußten wir noch am Morgen des nemlichen Tages in Gemeinschaft malen und kaum wurden wir fertig.

„Am Mittag strömte denn alles zur Villa, wo eine Tafel für 140 Personen aufs prachsvollste in einem großen Saale gedeckt war. Ein freudiger, auffordernder Marsch vom reichbesetzten Orchester gab das Signal, und bald war Alles in

¹ Vgl. auch die Beschreibung von Joh. Veit in: Raich, Dorothea v., Schlegel 2c. II. 255 ff.

Ordnung, die 9 verschiedenen Nationen, ohne eine strenge Sonderung, waren meistens nach ihren Landsmannschaften beisammen, und wiewohl auch Gesandte und sonstige Ordensträger zugegen waren, so überließ sich doch jeder der ungezwungensten Aeußerung der Freude, als plötzlich das bekannte englische Volkslied angestimmt wurde: *God save the King*, aus Artigkeit gegen mehrere anwesende vornehme Engländer, denen man die Ehrenplätze oben an der Tafel eingeräumt hatte; es zuckte mir fieberhaft durch alle Adern und mit Mühe hielt ich mich in den Schranken des conventionellen Anstandes. Mit dem Essen war man bald fertig; da stand ein Engländer auf, erhob das Glas und rief laut: *Signori miei! alla salute del sommo Pontefice!* und ein unaussprechlicher Jubel, ein unaufhörliches: *eviva il Papa! eviva Pio settimo* aus allen Kehlen beantwortete es, begleitet von Trompeten und Pauken; und im Garten hallte ein langer Donner von *mortaletti*, die Reinhardt besorgt hatte, nach, und forderte die Stadt Rom, wo man bereits überall von diesem Feste wußte, auf, an unserm Jubel Theil zu nehmen. Dann ward die Gesundheit der sämmtlichen alliirten Mächte ausgebracht; und Du kannst denken mit welcher Begeisterung. Darauf trank man die Gesundheit der einzelnen alliirten Fürsten, in Beobachtung der chronologischen Ordnung, in welcher sie dem Bunde beigetreten waren, und ein italienischer Dichter begleitete eine jede mit der Vorlesung eines Sonnetts. Da diese beendet waren, trat am andern Ende der Tafel ein junger Improvisatore auf, der die großen Ereignisse der letzten Tage, den Heldenmuth der Streiter für die Sache Gottes und des Vaterlandes, und die Großmuth der Sieger besang; sein Gesang war wirklich oft hinreißend und traf das Herz. Ein jeder war so ganz gegenwärtig und theilnehmend, als hätte der Eine im Namen Aller gesungen, die allgemeine Rührung war unbeschreiblich, Bekannte und Unbekannte umarmten einander, eine Nation wünschte der andern Glück, jeder hatte nur das allgemeine Wohl, die wiedererrungene Freiheit im Auge.

„Die Deutschen konnten die Gesundheit nicht satt bekommen; bald trat dieser auf, bald jener, eine auszubringen, aber der Lärm und Jubel war so groß, daß man die Stimmen nicht mehr unterscheiden konnte; da sprang Reinhardt auf die Tafel und leerte auf das Andenken des unglücklichen aber unsterblichen Hofer's ein Glas, drauf auf das Andenken des heldenmüthigen Schill und seiner braven Gefährten, die als Opfer fallen mußten, und so manches andern noch, immer unter Begleitung der Bande und des Donners der mortaletti.

„Indessen war es Abend geworden. Da verlor man sich nach und nach in den Garten, wo das transparente Gemälde aufgestellt war unter hohen Eichbäumen. Dies ward bald ein neuer Mittelpunkt der allgemeinen Freude; man rief die Musik und so ward nach Herzenslust getanzt. Die Ausgelassenheit läßt sich kaum größer denken als sie dort statt hatte, und dennoch behielt alles den würdigsten Charakter, so daß auch nichts ungeziemendes vorfiel. Später Abends fand man sich wieder im Saale ein; auch dort ward noch getanzt und manches deutsche Volkslied gesungen; man jubelte bis spät in die Nacht und kehrte endlich bei sternheller Nacht zurück. Die Porta del Popolo war schon längst geschlossen, sie mußte geöffnet werden und so zogen wir mit Gesang und Klang, mit Trompeten und Pauken und Beckenschlag zum Thore ein, und den Corso hinauf. Die halbe Stadt ward aus dem Schlafe aufgestört durch den Jubel, und in wenigen Sekunden sah man den schon erstorbenen Corso von unzähligen Lichtern erleuchtet. Der Zulauf von Gesindel ward so groß, daß wir schlimme Folgen fürchteten und deshalb einhielten, und am andern Morgen waren wir froh, daß weiter kein Unglück geschehen war, als daß der Pöbel einem berühmigten Jacobiner im Corso die Fenster eingeworfen hatte. So endigte das schönste Fest, das ich je getheilt habe, und wie ich es schwerlich wieder erleben werde. Wie denn aber keine irdische Freude vollkommen sein kann, so fehlte mir auch da, daß ich es nicht mit Euch, meine entfernten Freunde, theilen konnte.“

Etliche Monate später schreibt

O verbeck an Sutter.

„Rom, 1. September 1814.

„Möge es mir gelingen, durch eine wahrhafte Schilderung der großen Fortschritte, die die gute Sache hiesigen Ortes macht, Dich von Neuem aufzurichten und zu beleben. Ja wahrlich man kann ohne alle Uebertreibung und Selbsttäuschung mit der vollsten Zuversicht sagen, es ist bereits eine bessere Zeit im Werden und die wirklich gute Zeit gewiß nicht mehr so ferne. Da ich vor etwas mehr als 4 Jahren nach Rom kam, pflegten die deutschen Künstler sich fast alle Abende zu versammeln, um in corpore in irgend ein Weinhaus zu ziehen; nicht zu gedenken, daß es dabei meistens nicht am würdigsten zugeing, war es noch gleichsam eine ausgemachte Sache, daß dabei von Kunst nicht die Rede sein dürfe, theils um keine Zwistigkeiten zu veranlassen, theils weil man meinte, daß wenn man sich den ganzen Tag damit geplagt habe, man am Abend mit gutem Gewissen sich einer so lästigen Sache wie die Kunst sei, wohl ein wenig entladen dürfe. Wie ganz anders sieht es, Gottlob! jetzt aus! — Damals nahm man es uns allgemein sehr übel, daß wir an solchen Gelagen kein Theil nahmen, sondern uns ruhig in unsern Klosterzellen hielten, um in süßer Einsamkeit mit der geliebten Braut, der Kunst, zu buhlen; wir ertrugen das und mußten es ertragen. Aber siehe, schon sehen wir die Früchte des besten Samens, den wir im Stillen austreuten, reifen; an die Stelle jener Saufgelage sind allgemeine deutsche Künstlerversammlungen getreten, in denen auf die würdigste und erbaulichste Weise mit ebenso lebendigem und allgemeinem Eifer, als vollkommener Eintracht und Einigkeit über das was sich zum Besten der Kunst thun ließe, verhandelt wird. O daß Du, mein theurer Bruder! einer solchen Versammlung beiwohnen könntest, wie wir sie noch gestern Abends hielten!

„Der Zweck derselben war, einen Aufsatz, den Platner

im Namen der gesammten deutschen Künstler geschrieben, zu unterzeichnen. Es soll nemlich dieser Aufsatz, in welchem dargethan wird, daß die Akademien zur Beförderung der Kunst nicht nur nicht vortheilhaft, sondern sogar nachtheilig wirkten, und in welchem wir anhalten, daß die deutschen Fürsten doch statt des vielen Geldes, das auf so unnütze Weise an dieselben verschwendet wird, solches lieber auf die Verfertigung von Kunstwerken verwenden möchten, an den Fürsten Metternich nach Wien gesandt werden, auf den bevorstehenden Congreß, welche Uebersendung der hiesige österreichische Minister von Lebzeltern übernehmen will. Zu gleicher Zeit werden zwei andere Exemplare davon an den Kronprinzen von Bayern und den preußischen Minister Fürst von Hardenberg abgesandt, damit die Sache womöglich als eine allgemeine deutsche Sache angesehen werde¹. Dies allein reicht hin Dir einen Beweis zu geben, daß wir hier nicht müßig sind, und was für ein Geist überhaupt unter den Deutschen rege geworden ist.

„Dies führt mich aber nun auf unsern engern Kunstverein, und es ist nöthig, daß ich Dir darüber recht offenherzig mittheile. Schon seit geraumer Zeit nehmen an unsern wöchentlichen Versammlungen, die jetzt wieder mit rechtem Eifer fortgesetzt werden, mehrere neue Freunde und eifrige Vertheidiger der guten Sache Theil. Ich nenne Dir zuerst Platner, weil von ihm schon oben die Rede war, ein Mann der nach seinem eigenen offenherzigen Geständniß aus Mangel an Talent durch seine Gemälde wohl nie Großes bewirken wird, wiewohl auch darin ein gutes Streben unverkennbar ist, der uns aber um eines andern Talentes willen sehr wichtig sein muß, das der schriftlichen Darstellung, wovon er schon in mehreren vortrefflichen Aufsätzen, in denen der reinste Sinn herrscht und welche die wahrste Kunstansicht zu erkennen gaben, Beweise gegeben hat. Wer ein Gebäude aufführen will, der braucht nicht nur Leute

¹ Die Vorstellung blieb von Seite der Mächte unberücksichtigt.

Eines Handwerks, sondern er braucht allerlei Werkleute, Maurer und Zimmermann, Steinmetz und Schlosser u., jeden braucht er nach seiner Fähigkeit zu seinem Einen Zwecke. So auch wir, müssen nicht glauben, daß uns tüchtige Männer, wenn auch mit ganz anderem Talent ausgestattet, als das unsrige ist, entbehrlieh sind, sondern alles zu unserm großen Zweck vereinigen. Uebrigens ist Platner ein höchst schätzbare Mensch von den edelsten Grundsätzen, tüchtig in all seinem Thun, ein Mann nach dem alten ehrenhaften Schlag von außerordentlichem Eifer für das Gute.

„Ferner nenne ich Dir Shadow's ältern Bruder, ein Bildhauer¹, der auch nach und nach mit unsern Grundsätzen vertraut und jetzt ein Anhänger derselben geworden ist; er hat vor Kurzem bereits eine Statue in Marmor vollendet, die uns Allen so außerordentliche Freude gemacht hat, daß wir darin übereinstimmen, vielleicht von neuerer Arbeit in dieser Kunst nichts so Treffliches und Aechtes gesehen zu haben². Auch er ist ohne Zweifel ein würdiges Mitglied unserer Versammlungen. — Außer ihm nehmen noch zwei Bildhauer daran Theil. Einer derselben ist Dein Dir bekannter braver Landsmann Schaller³, ein Mann, der uns allen wegen seines ernstesten würdigen Sinnes sehr lieb geworden ist; der vielleicht in der Kunst noch nicht ganz geleistet hat, was sich fordern läßt, wiewohl seine hier gefertigten Arbeiten voll Verdienst sind, der aber in seinem Streben sich immer mehr läutert, das Gute entschieden anerkennt und will, und uns deswillen willkommen sein muß. — Zuletzt von allen nenne ich Dir den Bildhauer Eberhard,

¹ Rudolf Shadow, geboren 1786 zu Rom, wo sein Vater damals lebte. Er starb zu Rom am 31. Januar 1822.

² Wahrscheinlich die Sandalenbinderin, welche dem Künstler seinen Ruf als Bildhauer begründete.

³ Joh. Nep. Schaller, geboren 1777 als Sohn eines Porzellanarbeiters zu Wien, kam 1812 als österreichischer Pensionär nach Rom, wo er bis 1822 blieb. Er starb 1842 in Wien.

wiewohl ich gerade über ihn am meisten sagen möchte. Ich nenne ihn Bildhauer, weil diese Kunst allerdings diejenige ist, in der er sich ausgebildet, wiewohl ich ihn in seinen Bildhauerarbeiten wenig schätzen würde in Vergleich gegen das was er bereits seit Kurzem in der Malerei gethan hat. Seit einem Jahre nämlich ungefähr hat sich in diesem bereits mehr als vierzigjährigen Manne ein Talent geoffenbart von so ausgezeichneter Art, daß es uns gelernte Maler allesammt erstaunt und beschämt hat¹ . . .

„Diese würdigen Künstler nun nehmen seit geraumer Zeit Theil an unsern wöchentlichen Versammlungen und sind als unsere Brüder anzusehen, wiewohl sie noch nicht jenen Rundschäftsbrief erhalten haben; denn jenes, nemlich die Grundsätze und der wahre Eifer für das Gute, ist das Wesentliche, was sie zu unsern Brüdern und Genossen macht; dieses aber, nemlich das Aeußerliche, was wir hinzugethan, ist bloße Form und außerwesentlich. In Rücksicht auf dies Letzte hat uns übrigens die Erfahrung gelehrt, daß manche unserer ursprünglichen Einrichtungen nicht für die Dauer anwendbar sind. Liegt es uns einzig daran, das Gute durchzusehen und das Wahre zu fördern, so müssen wir unsererseits keineswegs hartnäckig auf Dinge bestehen, die von gar keinem Belang sind. So fanden wir z. B. schon im Anfang unseres Aufenthaltes in Rom, daß es große Schwierigkeiten haben dürfte, unsere Bilder nach der verabredeten Weise mit dem Stempel des hl. Lucas zu versehen, und unterließen es bald. — Ein ganz Anderes ist es mit dem Ordensbriefe; dieser als ein schönes Band zwischen den entfernten sowohl bekannten als unbekannten Bundesbrüdern, muß, glaube

¹ Aehnlich heißt es in dem Briefe vom 10. November 1813 an Vogel: „Viele Freude habe ich kürzlich an mehreren Compositionen von Eberhard gehabt, der nach und nach der Bildhauerei ganz ungetreu wird und wie Fra Bartolommeo lauter heilige Familien componirt, die er aber auch mit außerordentlich viel Empfindung macht, sehr einfach und grandios.“

ich, beständig beibehalten werden¹; und ich wünschte Deine Zustimmung zur vollkommenen Aufnahme der neuen Bundesgenossen

„Was mich anbelangt, so ist meine Lage immer noch die nemliche, d. h. ich habe viel zu arbeiten, aber spärlich zu leben; und das Letzte ist die Schuld der Königin, die unbekannt mit der Lage eines armen Malers, der von seiner Hände Arbeit lebt, mich noch immer auf meinen Lohn warten läßt. Meine gegenwärtigen Arbeiten sind: das Bild für Bogels Vater, welches Christus bei Martha und Maria vorstellt; eine heilige Jungfrau für einen Herrn Dall' Armi in München, und eine Anbetung der Hirten für den Herrn Honegger in der Schweiz. Das erste ist bereits untermalt, das zweite habe ich jetzt unter den Händen, und sobald ich dieses untermalt habe, gedenke ich das erste zu übermalen, und wenn ich mit dem ersten werde fertig sein, das dritte zu untermalen, welches bis jetzt nur erst componirt ist. Ein viertes Bild, eine kleine heilige Familie, ist mir kürzlich von München aufgetragen worden durch den Herrn Professor Langer; allein ich weiß nicht, ob meine gemachten Bedingungen werden anständig erfunden werden. Meine zuletzt vollendete Arbeit ist eine Zeichnung, die ich für unsern Bruder Shadow angefertigt habe und die dieser nach Berlin an seinen Vater schicken will. Sie stellt eine Grablegung Christi dar und ist, wie ich glaube und diejenigen bestätigen, die sie gesehen haben, eine meiner gelungensten Arbeiten . . . Um Dir aber auf jeden Fall etwas von meiner Arbeit vorzulegen, sende ich Dir hier folgend einen Abdruck eines kleinen Kupferstiches, des ersten Versuches, den ich in der Kunst gemacht habe, in welcher Rücksicht Du es mit besonderer Rücksicht ansehen wollest. Ich machte diesen Versuch, weil ich aufgefodert wurde, ein von mir beabsichtigtes und

¹ Nach einigen Jahren erschien auch dieses Bundeszeichen überflüssig und kam in Wegfall.

vorgeschlagenes Werk in Zeichnungen selber zu stechen, und da ich an diesem Versuch gefunden, daß die Sache so schwer doch wohl nicht sein mag, wie man sie gewöhnlich hält, habe ich im Sinn mit der Zeit dieser Anforderung zu folgen. So weit von mir und meinem Thun

„Bald wirst Du hoffentlich weitläufiger erfahren, was die Deutschen in Rom leisten, weil wir im Sinne haben, sobald als möglich eine große Ausstellung hier zu veranstalten für alle Deutschen Alsdann wirst Du zu Deiner größten Beruhigung sehen, daß sich hier ein Kreis von Männern ausbildet, die einst ihrem Vaterlande noch viel Schönes liefern werden und zerstreut in alle Länder an allen Orten die frohe Botschaft einer neuen verjüngten ächten Kunst verkünden Mit stolzer Freude darf es Dich vielmehr erfüllen, zu denken, daß auch Du den ersten Grund mit legen halfest zu einem herrlichen Gebäude, an dem gebe es Gott! sich noch die späte Nachwelt Herz und Sinn weiden wird. Denk, mein Theurer! was Du uns Allen warst, und was Dein Beispiel, Deine Festigkeit, Dein Eifer, Dein reines edles Streben uns beständig sein wird! Beruhige Dich damit, wie es Dich wirklich beruhigen darf, und hoffe getrost, daß der Herr auch Dir noch einen frohen Tag wird aufgehen lassen. Sieh', wir alle und ich insbesondere leben kümmerlich und fühlen uns gar oft von drückender Armuth die Flügel gebunden, allein was hebt uns mächtig über allen Druck und sprengt alle Fesseln und Bände? Die Hoffnung, das Vertrauen auf den stillen aber sichern Gang der Wahrheit und gegenseitige Aneiferung Auf Koch's Rückkehr nach Rom freue ich mich recht mit vielen andern, die ihm wohlwollen und sein Talent ehren; ich hoffe, Du wirst ihn nicht ohne einige Zeilen an mich reisen lassen; wie viel soll er mir von Dir erzählen und Deinen Arbeiten. Ach! daß Du selber mit ihm kommen könntest! Nun, auch die Stunde wird noch kommen, wir wollen diese schöne Hoffnung nicht fahren lassen. Bis dahin seien Dir diese todten Zeilen Ruß und Händedruck

und Umarmung, die Dir im Geiste sendet Dein treuer Bruder, Overbeck."

Die Zeichnung einer Grablegung, welche Overbeck erwähnt, kam nicht in Schadows Besitz, sondern wurde Eigenthum der Familie Schloffer. Dagegen erhielt er im folgenden Jahr eine „Kreuztragung“. Diese im Juli 1815 vollendete Zeichnung ist in der Ausführung bewundernswerth. Man hat mit Grund die Kraft und Strenge betont, womit der gewöhnlich so sanfte Künstler die rohen Verfolger unseres Herrn darstellt, aber auch die ergreifende Wahrheit des Ausdrucks in der Gestalt des Heilandes.

Sein Vater antwortet ihm am 13. Januar 1815, wie es scheint, auf eine ähnliche Mittheilung: „Ich schrieb an Schadow¹, mit der Bitte, er möchte mir Deine Zeichnung, nach vollendeter Ausstellung, doch zum Ansehen schicken. Er antwortet: es sei überall k. [keine] Zeichnung von Dir gekommen, aber ein im Besitz des Herrn Vanquier seit befindliches Gemälde vorigen Sommer auf der Subizischen Ausstellung zum Besten verwundeter Krieger gewesen. Schadow äußert dabei: wenn man Deine Sachen sähe, so kämen sie einem vor, wie die Arbeiten der berühmten Meister des fünfzehnten Jahrhunderts. Mich wandelte nun das Gelüste an, womöglich das seit'sche Gemälde herüber zu bekommen (denn unaussprechlich verlangt mich, etwas von Dir aus Rom zu sehen). Es ist mir gelungen: Herr seit offerirt es auf die freundschaftlichste Weise; auch, wenn ich will, auf 6 Monate; und ich erwarte den Schatz in diesen Tagen. Stelle Dir meine Freude vor! Und, was meinst Du? es zeigt sich, daß es dieselbe Madonna ist, die mir schon im Frühling 1813 in Böhmen auf der Landstraße begegnete; nur leider emballirt, und die ich damals auch in Berlin nicht zu sehen bekommen konnte. Nun fällt mir das Glück vom Himmel,

¹ Gottfried Schadow (1764—1850), der berühmte Bildhauer in Berlin, Vater der beiden mit Maler Overbeck befreundeten Künstlerbrüder.

und ich sehe sie doch noch. Der gute Herr Veit spricht in seinem Briefe viel von der Freundschaft seines Sohnes gegen Dich."

Johannes Veit, der Overbeck als sein Vorbild betrachtete, war auch der eifrigste Verkünder seines Lobes in den Briefen nach der Heimath; die eigene „rauhe und kalte Natur" zu der des Freundes zu erheben, war sein aufrichtiges Bestreben; aber auch diesem herrlichen Talente thatwillige Mäcene in Deutschland zu werben, ihm eine wahre Angelegenheit. Durch seine Vermittlung gelangte Overbeck's Bild, die Madonna mit dem Kind, nach Wien und Berlin. Seine Mutter Dorothea und deren Gatte Fr. Schlegel, sowie sein eigener mädlicher und guterherziger Vater Simon Veit würdigten alle gleichmäßig diese Gesinnung und freuten sich, daß ihr Sohn an dem feingebildeten, hochsinnigen und fleißigen jungen Maler aus Lübeck einen Freund gewonnen. Zunächst waren es die Schlegel in Wien, welche dem Bilde einen Käufer zu gewinnen suchten; und als weder Leopold Herz, ein in Wien lebender Bankier, noch der Fürstbischof Salm in Klagenfurt, dem es zugesandt wurde, zu dem Ankauf sich bereit finden ließen, so sandten sie dasselbe an Simon Veit nach Berlin, der dem Bilde „eine gute Aufnahme" bereitere und es — als Eigenthum seines Sohnes — behielt. Die Ueberbringung des kleinen Schatzes war, wie es scheint, dem jungen Baron Eckstein anvertraut worden.

Ferdinand Baron von Eckstein, der nachmals berühmte Publicist, geboren 1790 zu Kopenhagen, war in Rom, noch vor Overbeck's Ankunft, durch Professor Ostini in die katholische Kirche aufgenommen worden. Nach Deutschland zurückgekehrt, schloß er sich im Jahre 1813 als Freiwilliger dem Lüchow'schen Corps an, um den Befreiungskrieg mitzumachen, und damals, im Beginn dieses Krieges, fügte es ein günstiger Zufall, daß Senator Overbeck, auf einer Mission zum russischen Czaren begriffen, auf der Landstraße in Böhmen dem jungen Manne begegnete, wie er mit dem Bilde seines Sohnes nach der preußischen Hauptstadt reiste. Eckstein konnte dem Senator

das Gemälde nicht zeigen, wohl aber rühmte er ausnehmend, was er von den Schöpfungen des Künstlers noch in Rom gesehen. — Jetzt aber gelangte es in seine Hände.

Der Vater konnte sich an dem Bilde seines Sohnes — dem ersten aus Rom — kaum satt sehen.

In einem Brief aus Lübeck vom 4. Februar 1815 schreibt der nunmehrige Bürgermeister Overbeck: „Endlich noch Einiges über Deine Madonna, in deren Anschau wir jetzt täglich der süßesten Freuden genießen und sie mit vielen Andern theilen. Das ist ein köstliches Bild, durch und durch! das ist ein Seelenhauch meines Fritz,

Der so aus der Seele malet! —

Heil Dir! Engel Raphael

Hat Dein Leben sonder Fehl

Hell mit seiner Blut bestrahlet!

(Du kennst die Zeilen Deines Freundes Th. Hell in dem Gedichtchen: Rom's stille Nacht, welches ich in einem Almanach abgedruckt finde). — Inniger, wärmer, zarter kann uns kein Bild ansprechen. Wie unendlich freue ich mich, daß ich dies süße Bild kenne, daß ich doch nun etwas von Dir kenne aus Rom! Es ist von 1811, aber man erkennt schon darin den Einfluß der italienischen Studien. Was mußt Du nicht gegenwärtig leisten! Kein Wunder, daß Deines Ruhmes die Lande schon voll werden, und daß man Deine Sachen sucht, und daß Du alleine dem Dinge nicht mehr vorkommen kannst! Mache! liebster Fritz! Möchtest Du nur Gelegenheit finden, recht viel große Sachen zu machen!”

Am 12. Mai 1815: „Der alte Tischbein, der neulich Deine Madonna sah, sagte in seiner possierlichen Art: ‚Ei! das ist ein kurioser Mensch! Ei! Wie der zeichnet! Wo hat er das Zeichnen gelernt? Ein kurioser Mensch! und ein gefühlvoller Mensch! So einen haben wir lange nicht gehabt!‘ Er meinte jedoch: noch fehle Dir ein Etwas, bis zum eigentlichen Durchbruch; wie einst dem Rafael, ehe er den Heliodor malte. ‚Da‘,

sagte er, „ward's auf einmal in ihm klar, und da malt er den Heliodor.“ — Ich freue mich im Voraus schon auf den künftigen Heliodor.“

Am 26. Juni 1815: „Eben verläßt mich Herr Hummel, der Maler aus Cassel, den Du 1806 gesehen hast, und mit dem ich in Paris nachher gelebt habe. Eine gar liebe Seele! Er hat aus Deinen Bildern Augen- und Seelenweide getrunken, und wir haben Mancherlei über Dich gewortwechselt. Auch Er will nicht, daß Du aus Deinem Heiligthum gehst¹; Arme hätten wir ja, meint er, in Deutschland genug.“

12. September 1815: „Diese süße Madonna ist noch immer meine Hausgenossin, und der freundliche Herr Zeit will sie nicht eher wieder haben, als bis er sie selber fordert, welches (wie er versichert) nicht eben sehr bald geschehen soll.“

26. August 1816: „Herr Dr. Meyer hat in Veranlassung der bei mir gesehenen Madonna Deiner in einer herausgegebenen Reise durch Norddeutschland mit allem Pathos eines bewundernden Freundes erwähnt; Du machst einen eigenen Artikel in diesem Buche aus, und heißest der junge deutsche Rafael in Rom. Adsit omen! Und möge insonderheit Frau Fama Dir recht viele — und gewichtige — Kunden zutrompeten! Genannt wirst Du häufig in deutschen Blättern: aber die deutschen Blätter sind leider! — Blätter ohne Frucht.“

Dr. Meyer, der alte Hamburger Gönner, hatte von seinem „edlen Freunde, dem Bürgermeister Overbeck“, die Erlaubniß erwirkt, in dem letzten „Lübeck“ überschriebenen Kapitel seines Buches ein paar Briefe von Friedrich Overbeck mit abzudrucken, darunter einen vom 15. September 1811, worin dieser dem Vater die Composition des erwähnten Bildes beschreibt:

„Ich vollende“, heißt es darin, „in diesen Tagen mein kleines Bildchen, eine Madonna mit dem Jesuskinde, das ich mit der innigsten Liebe gemalt habe und Ihnen zeigen zu können

¹ Fritz wollte damals mit ausmarschiren.

wünschte. Es sitzt die Maria auf einem kleinen Hofe hinter ihrem Hause auf einer Bank; das schlafende Kind liegt in der harmlosesten Ruhe in ihrem Schooß. Maria hat auf dem grünen Rasen Blümchen gepflückt für das Kind; es hat eins ausgewählt, eine Passionsblume, und ist mit derselben im Händchen entschlafen. Die übrigen liegen zur Seite auf der weißen Marmorbank. Mit mütterlicher Seligkeit und inniger Anbetung betrachtet die heilige Jungfrau das göttliche Kind. Hinten sieht man, unter einem Mauerbogen hindurch, neben dem Hause hinab auf eine kleine mit Gebüsch eingefangene Wiese, durch die ein Bächlein fließt; und einen grünen sanften Hügel. — O könnt' ich doch, statt der täglichen Besuche von wildfremden Leuten, die meistens aus bloßer Neugier daher gelaufen kommen, Euch Geliebteste! einmal in mein Arbeitszimmer führen, und Euch meine Bilder zeigen! Eine Thräne der Rührung in Eurem Auge wäre mir mehr als das Lob von Hunderten." — —

Hieran fügt Dr. Meyer, in seiner freundschaftlichen Bewunderung, noch folgende anschaulich ergänzende eigene Beschreibung: „Die heilige Jungfrau hat goldgelbes Haar, das, durch die Wendung des sich nach der rechten Seite neigenden Kopfs, stärker über die Schulter herabwallt und quer über der Stirn mit einer schmalen Schnur umfaßt ist. Kornblau ist die Farbe des niederblickenden Auges. Anbetend erhebt sie die schönen Hände über das Kind. Ihr sitzsam geschloßnes Kleid ist roth; blau der Mantel. Von der linken Schulter hängt er hinterwärts nieder und ist, unter dem rechten Arm durchgezogen, in weiten Falten über den Schooß ausgebreitet. Darin liegt der schlummernde Jesus. — Diese Lage, diese Zeichnung, dieser Ausdruck — dieser Schlummer! Das Händchen mit der Passionsblume ruht an seinem Herzen. Es ist so still umher! Da stört nichts den heiligen Schlummer. Kein Nebenwerk zieht das Auge ab. Außersich einfach ist die Architektur; die breite Marmorbank an dem kleinen Hause; der hochgewölbte

Bogen des Thorweges. Ein einsames, blutrothes Blümchen wächst über dem Bogen aus den Fugen und winkt mit dem hängenden Köpfschen herab. Es ist die *Fritillaria* aus dem Liliengeschlecht, erste Frühlingsblume des italienischen Feldes. — Diese Einfalt, diese Zartheit, Verschmelzung und Harmonie der Farben! Dieses Ganze mit heiligem Sinn aufgefaßt und dargestellt! — Es ist Rafaels Geist, der darauf ruhet. — —

„Daß in dem Kreislauf der Wiedergeburt so manches Großen, Edlen und Schönen im deutschen Vaterlande, aus seinem Schooße dieser Geist wieder hervorging — auch das gehört zu den Herrliches verkündenden Vorzeichen unserer Zeit. Und daß dieser Geist hervorging aus einer Schwesterstadt der alten Hansa, auch dieß wird einst ihr Stolz sein und ihr Ruhm.“¹

Überbeßs wachsende Popularität hatte für ihn, bei seiner grenzenlosen Gewissenhaftigkeit, zunächst vermehrte Arbeit, aber auch vermehrte Bedrängniß im Gefolge. Darauf spielt er in einem Brief an Vogel, datirt Rom 15. November 1815, an:

„Ohne dieses Blatt wiederum mit unnöthigen Rechtfertigungen [des Stillschweigens] anzufüllen, sage ich Dir vielmehr nur, was Dir selbst theilnehmende Freude gewähren wird, daß ich durch überhäufte Arbeiten kaum an meinen eignen zwei Händen mehr genug habe, allem nachzukommen, und beinahe darauf denken muß mir Hülfe zu suchen. Gemälde und Zeichnungen, alles was man nur begehren kann, kommt vor, und es geht in meiner Werkstatt recht lustig zu. Freilich, wer in solcher Lage sich recht Meister fühlte, wie herrlich wäre das; denn nicht wenig wird die Freude verbittert durch das Gefühl des eignen Unvermögens; allein, mein Lieber! ich denke, man muß auch nicht allzuviel auf einmal von sich begehren. Wenn man nur sucht von einem Bilde zum andern und von einer Zeichnung zur andern es immer besser zu machen, so kommt

¹ Darstellungen aus Norddeutschland. Hamburg 1816. S. 392 bis 394.

man doch am Ende, und ehe man sich's versieht, zur Meisterschaft, und ich bleibe dabei, Uebung macht den Meister."

In diese regsame kunstbesessene Geschäftigkeit fuhr plötzlich die Kunde von der Rückkehr Napoleons und dem Wiederausbruche des Krieges. Die Nachrichten von den großen Kämpfen, welche der Schlacht von Leipzig folgten und mit dem Einzug der Allirten in Paris endigten, hatten auch unter den jungen Künstlern in Rom „die Flammen der heiligen Begeisterung angefacht“, die alle Schichten und Altersklassen im Vaterlande durchdrang. Einige der Genossen waren mit den Mitteln, welche die Anderen zusammenschossen, damals nach Deutschland zurückgeschickt worden, um mit in's Feld zu ziehen. Jetzt ging auch Friedrich Overbeck in seiner patriotischen Erregung ganz ernstlich mit dem Gedanken um, heimzukehren und sich dem Lübecker Contingent im Kampfe gegen den neuerdings drohenden Despotismus Napoleons anzuschließen. Das bessere Urtheil seines Vaters, die Stimme Dr. Schloßers in Frankfurt und eines besonnenen Freundes in Rom selbst bestimmten ihn jedoch, von diesem Vorhaben abzustehen. Wir finden ihn aber während dieser wichtigen Epoche in demselben wechselreichen Zustande geistiger Erregung wie seine Landsleute, hin und her geworfen von den Gefühlen der Furcht, der Hoffnung und allen Qualen der Spannung und Ungeduld, welche die vaterlandliebenden Herzen durchzitterten.

Wenige Wochen vor der Schlacht von Waterloo schreibt er an Vogel (28. April 1815): „Dein lieber Landsmann, der gütige Ueberbringer dieser Zeilen, sagt, daß Du wahrscheinlich nicht ausgenommen sein dürftest von dem allgemeinen schweizerischen Aufgebot. Fast bin ich jugendlich voreilig genug, Dich zu beneiden, da mir oft unter gegenwärtigen Zeitumständen hier zu Muth ist wie einem Vogel im Käfig; allein ein weiser väterlicher Freund, den ich darüber berathen habe, hat meinen

vorschnellen Eifer in die Schranken der christlichen Ergebung zurückgewiesen, und so gebe ich für einstweilen den Gedanken auf, der mich ergriffen hatte, mich unter die vaterländischen Fahnen zum Kampf für die heilige Sache der Menschheit zu stellen; so lange nemlich nicht ein besonderer Wink der Vorsehung es mir zur Pflicht macht. Du wirst an dieser Sprache kaum Deinen Freund wieder erkennen und dennoch steht es wirklich so mit mir, daß der allzugroße Antheil an den Tagesereignissen, von denen das Schicksal unsers theuren Vaterlandes so unmittelbar abhängt, mich nicht selten etwas von der Kunst abzieht. Meine heißen Wünsche für das Gelingen einer so heiligen Sache fliegen mit den ruhmgeschmückten Fahnen den Schaaren der begeisterten Streiter voran." Und am Schluß: „Es grüßen Dich alle Brüder und Freunde! Es lebe die deutsche Freiheit! pereat Babel!!!“

Es war in der That eine hochwichtige Zeit für Deutschland. Das Volk hatte sich mit einer Energie und Leidenschaft erhoben, die an das Wunderbare grenzte. Der mächtige Aufschwung hatte bis in die Tiefen gewirkt und viel Tüchtiges geweckt. Einsichtige Patrioten verkannnten indeß keineswegs, daß der eigentliche Aufbau im Innern des Vaterlandes jetzt erst zu beginnen habe, daß was ächt und wesenhaft, nunmehr an's Licht gebracht werden müsse. Praktisches Christenthum müsse nun verbreitet werden, auf daß es alle Institutionen durchbringe, und auf die öffentliche Meinung seinen wohlthuenden Einfluß ausübe.

Auch unter den jungen Künstlern in Rom gewann diese Anschauung Boden und machte sich rückwirkend in der Art ihrer Thätigkeit geltend. Die Kunst sollte wieder ein Faktor in der geistigen Entwicklung der Nation werden. Nicht zum bloßen Spielwerk und Kitzel für die Sinne soll die Kunst angewendet werden, schrieb Passavant; nicht bloß zur Ergötzung und Prachtliebe hoher und reicher Mäcene, sondern zur Veredelung und Verherrlichung eines öffentlichen Lebens. Soll die

aber wirksam geschehen, soll sie das Gemüth des Volkes ergreifen, so müssen auch die Vorwürfe, die sie zur Darstellung bringt, ein allgemeines Interesse erregen. Diese Erkenntniß durchdrang die Malerbrüder jetzt lebendiger als je; daher die Hinwendung zu populären Stoffen. Daher das Abgehen von antiken, dem Volke unverständlichen Vorwürfen, zu Gunsten der nationalen und der auch dem Armen und Kleinen vertrauten biblischen Gegenstände. Overbeck griff jetzt wieder auf sein altes Projekt zurück.

An Sutter in Wien.

„Rom, 17. Juli 1815.

„... Vor allem Andern sage ich Dir, daß Deine Aufforderung zur gemeinschaftlichen Bearbeitung einer Bilderbibel mich unaussprechlich erfreut hat, indem ich bei Durchlesung derselben mich von eben demselben Gefühle ergriffen fühlte, das Dich einst als Folge Deiner Bescheidenheit erfüllte beim ersten Anblick meiner schwachen Kunstversuche, da Du bei Dir selbst ausriefst: mir ist ein Bruder geboren! Lange schon hatte ich den eigenen Gedanken bei mir genährt und trug mich damit um als mit einem vorzüglich geliebten Kinde, so daß ich schon häufig unsern Freunden davon gesprochen hatte, die dadurch zu gleicher Begeisterung für die Sache elektrisirt wurden. Du magst Dir also meine freudige Ueberraschung denken, da ich die Zeilen Deines Briefes las, die mich wie aus meiner eigenen Seele geschrieben dünkten. Mit Entzückung theilte ich sie den Brüdern und Freunden mit und bestand darauf, nun die Sache nicht mehr als einen schönen Traum zu betrachten, sondern durch ernstliche gemeinschaftliche Berathschlagung sie in's Leben und Wirklichkeit zu setzen. — Es ward auch unverzüglich dazu geschritten, und da es seit der Zeit der Hauptgegenstand unserer wöchentlichen Kunstgespräche gewesen ist, so will ich Dir in der Kürze die Resultate unserer Berathschlagung mitzutheilen suchen.

„Das erste schien uns zu sein, daß man sich verständigen

müsse über den Gesichtspunkt, von dem aus dieses Werk bearbeitet werden soll, mit andern Worten, welches der Hauptzweck dieses Werkes sei, und wir waren darüber einig, daß man dabei mehr die Erbauung der Mit- und Nachwelt als unsern eigenen Ruhm im Auge haben müsse, und daß demzufolge das Werk möglichst einfach und anspruchslos erscheine und bei der Bearbeitung der Gegenstände mehr die Deutlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung als die verschiedenen anderweitigen Kunstvollkommenheiten oder Fertigkeiten berücksichtigt werden müßten. Zu diesem Zwecke aber, nemlich zur Erbauung des Anschauens dünkte es uns nothwendig, die Kupfer in Vereinigung mit dem Texte herauszugeben, auf die Weise wie man aus ältern Zeiten so manches Werk der Art sieht, wo die Kupfer und Holzschnitte zwischen dem Text abgedruckt sind; und das aus dem Grunde, weil sonst ein solches Werk bald nichts als eine neue Nahrung für die Eitelkeit hochmüthiger Kunstkenner und Sammler werden würde, nicht aber zu Nutzen des Volkes d. h. nicht zur Belebung der Phantasie unter demselben gereichen würde. Daraus folgt dann aber, daß der Maßstab für die Zeichnungen nicht zu groß angenommen werden dürfte, damit diese nicht in Mißverhältnisse mit dem Texte stünden. Und wirklich würde auch wohl, wenn man sich auf zu große Blätter einlassen würde, leicht das Werk so bedeutend werden, daß, da wir es doch schlechterdings als Nebenarbeit betrachten können, es zu ausgedehnt wäre für unser Leben. Auch dünkt mich, beweisen uns so manche Werke unserer deutschen Vorfahren, wie viel Großes und Herrliches sich auch in kleinem Maßstabe leisten läßt; ich nenne z. B. nur die kleinen Passionen sowohl im Kupferstich als auch im Holzschnitt von A. Dürer. Wir vereinigten uns daher in Rücksicht des Formates auf die Größe des beiliegenden Blattes; doch meinen wir, daß die Freiheit bleiben müsse, im Falle daß eine Composition sollte ein Höhenformat fordern, man zu beiden Seiten nach Belieben abschneiden dürfe, welcher wegfallende Seitenraum

dann mit Verzierungen ausgefüllt werden könnte, um das allgemein durchgehende Format wieder herzustellen.

„In Rücksicht der Bearbeitung oder Ausführung glauben wir ferner müßte auch noch festgesetzt werden, wie weit man darin ungefähr zu gehen habe, damit nicht allzu große Verschiedenheit unter den verschiedenen Blättern entstehen könne, und wir meinten, man könne etwa als Norm annehmen den Grad der Ausführung, den die Alten in ihren besten Holzschnitten gegeben haben. Es versteht sich, daß hier nicht von einer Nachahmung des Holzschnittes die Rede ist, sondern nur von einem ähnlichen Grade der Ausführung; so nemlich daß die Licht- und Schattengebung nur dazu dient die Gegenstände gehörig auseinander zu heben, um sie hinreichend deutlich und anschaulich zu machen; nicht aber um damit Wirkung von Hellbunkel, welches wie wir glauben dem Felde der Malerei angehört, zu erreichen.

„Nach Festsetzung dieser Grundregeln, die wie wir glauben bei dem Werke beobachtet werden müssen, und die wir als solche Dir und den andern entfernten Brüdern vorlegen wollten zur Beurtheilung, schritten wir dazu, das erste Buch Moses durchzugehen und diejenigen Gegenstände anzumerken, welche wohl am schicklichsten ausgewählt werden dürften; denn da man natürlich ein solches Werk nicht ohne vorher gemachten Plan anfangen kann, so schien uns gerade dieß besonders wichtig, uns über die Auswahl der Gegenstände zu vereinigen.“ [Folgt eine Aufzählung der ausgewählten Gegenstände, durchschnittlich für jedes Kapitel ein Bild; von den römischen Theilnehmern würden Cornelius, Schadow, Scheffer und er sich anheischig machen, jährlich drei Blätter zu liefern.]

„Was aber nun unser Treiben hier anbelangt, so muß ich Dir noch erzählen, daß wir am 20. Mai, als dem Geburtstage unsers großen und nie genug gepriesenen Dürers, diesem erhabenen Patriarchen zu Ehren ein begeistertes Fest gefeiert haben. Scheffer hatte diesen Einfall zuerst gehabt; da es aber

wegen mehrerer Ursachen bei ihm nicht recht schicklich war, so ward es bei Cornelius gehalten. Es war das Bildniß des unsterblichen Meisters aufgehängt, umkränzt mit einem dicken Eichenkranz, in welchem die Werkzeuge der verschiedenen Künste, welche er ausgeübt, als Attribute angebracht waren, nemlich: Palette und Pinsel, Grabstichel, Possierholz, Zirkel und Winkelmaß, Feder 2c., und unter demselben lagen auf einem Tische die besten seiner Kupferstiche und Holzschnitte, die wir alle zusammengetragen hatten. Auch eine Lebensbeschreibung von ihm war vorhanden, aus welcher vorgelesen wurde zur großen Freude und Erbauung Aller. Später dann war bei hellem Gläserklang der abwesenden Freunde gedacht, und beschlossen, alljährlich diesen denkwürdigen Tag festlich zu begehen, als der am meisten geeignet ist, die Begeisterung in deutschen Herzen neu anzufachen. Auch Dich fordere ich daher auf, diesem Gelübde beizutreten zur Ehre des großen Meisters sowohl als zur Belebung einer neuen deutschen Kunst. Es wohnten diesem unvergeßlichen begeisterten Feste bei: Cornelius, die beiden Brüder Schadow, Dein Landsmann Schaller, Scheffer, Platner, Ruscheweyh, Veit, Sieg (Maler aus Magdeburg, der seit einiger Zeit an unsern wöchentlichen Zusammenkünften theilnimmt) und ich¹.

„Von Scheffer muß ich Dir nun noch sagen, daß er durch seine großen Fortschritte uns alle in Erstaunen setzt; ein angefangenes Madonnenbild in halber Lebensgröße wird bis jetzt vortrefflich. Leider wird er wohl bald Rom verlassen müssen, allein ich bin überzeugt, daß sein ausgezeichnetes Talent und sein ernstes Streben ihn überall zum erwünschten Ziele werde bringen, und für ihn es hinreichend war, das Erhabenste der Kunst gesehen und sich eingeprägt zu haben. Ich habe im Sinne mit den Brüdern Cornelius und Schadow Rath zu

¹ „Das war Dir einer der schönsten Abende meines Lebens!“ schreibt Overbeck an Vogel, dem er das Fest ebenfalls schildert. (2. Juni 1815.) — Die Feier wurde in der Folge regelmäßig wiederholt.

halten, ob er nicht würdig wäre in unsern Bund aufgenommen zu werden; ich glaube, daß er eine Zierde unsers Bundes wäre und daß dieser zugleich für ihn eine fortwährende Aufmunterung wäre nach dem Höchsten zu zielen. Schreib mir doch darüber umgehend Deine Meinung."

Johann Scheffer von Leonhardshoff (geb. 1795 zu Wien), den Overbeck mit seinen Kunstbrüdern noch in Wien als artigen Jungen zuerst gesehen, den er dann als angehenden hoffnungsvollen Bögling Sutters von Rom aus mit einem freundlichen Ermunterungsschreiben beglückt hatte, langte gegen Ende des Jahres 1814 in der ewigen Stadt an, nachdem er schon im Jahre 1812 Oberitalien bereist hatte. Durch einen Empfehlungsbrief Sutters bei Overbeck eingeführt, erhielt er die Erlaubniß den Künstler-Zusammenkünften anzuwohnen. „Unsere Zusammenkünfte," bemerkt Overbeck in einem Brief an Vogel, 15. Februar 1815, „sind nach wie vor sehr interessant; gewöhnlich liest Platner jetzt aus dem Vasari vor. Auch Scheffer nimmt daran Theil, der seit kurzem hier ist. Du wirst Dich seiner von Wien her erinnern — war damals ein klein höflich Bübchen; er ist unterdeß so gewachsen, daß er fast die Größe unsers Pforr haben wird. Er macht bereits für sein Alter von 19 Jahren Sachen, die uns in Erstaunen setzen, sowohl wegen des ausgezeichneten Talents, das daraus hervorsieht, als auch wegen des Grades von Ausbildung, den er bereits erstiegen. Ein rechtes Glückskind! Kaum war er ein Paar Wochen hier, so gelang es ihm den Papst nach der Natur zu zeichnen¹; eine Gnade, die selbst Camuccini, trotz der Verwendung der Königin von Etrurien, nicht gewährt worden ist. Aber er verdient es glücklich zu sein, denn er ist gut wie ein Kind; leider! erregt seine schwache Constitution und häufiges Blutspucken, als Folge seines zu schnellen Wachsthums, Besorgnisse wegen seiner Gesundheit."

¹ Er wurde dafür vom Papste mit einem Orden ausgezeichnet.

Die Besorgnisse waren leider begründet. Nach dem Hingang des jugendlichen Künstlers im Jahre 1822 entdeckte Herr Joh. Christ. Endris in Wien, sein treuer Freund, das nachfolgende Fragment unter seinen Papieren und sandte es (in Abschrift) an Overbeck. Es öffnet einen Blick in die Art seines Verkehrs mit den Malerbrüdern und mag trotz des jugendlich empfindsamen Pathos seines zwanzigjährigen Schreibers als ein Beitrag zur Charakteristik der Lukasbruderschaft dienen.

A: DO: MDCCCXV. ROMA.

„Schön war die Nacht von drei an, den 24ten Tag im Monat October, noch sah ich zum Fenster hinaus, wie die Milchstraße den schön gekreisten sternenvollen Himmelsbogen zierte, spät ward es an der Zeit, ich will mich schlafen legen, und legte mich zu Bette; doch kaum war mein gewöhnliches Nachtgebet vollendet — als ich vom Husten unterbrochen und beim Auspucken Blut gewahr wurde, (in Gottes Namen dachte ich und blieb ruhig) während dem beides sich heftiger mehrte — ich stand stille auf vom Bette, um meine häuslichen Pflegemädchen, welche dicht neben mir schliefen, nicht zu stören, und ging leise nach der Küche, um etwas Essig in ein halb mit Wasser gefülltes Glas zu gießen, weil ich glaubte, daß es die geöffnete Wunde zusammenziehen, und überhaupt, wenn ich etwas trinke, das Blut abkühlen würde. Allein ich fand die Essigflasche leer — doch ruhig ging ich wieder zu Bette und bat Gott mir Kraft und christliche Geduld auf weiteres zu verleihen, und schlief bald darauf ein — bis kommenden Tages erstes Licht mich weckte. Herrlich schön und heiter ward der Morgen, ich wußte nicht warum, bis Abends sich es klärte. Ich stand auf ganz wohl, als hätte mir das wirklich Vorgefallene nur geträumt, ging ruhig nach dem Caffee um Milch zu trinken, und kehrte dann zurück in des Schadows Studium, um eine angefangene Zeichnung nach einem schönen jungen Mädchen, welches er in Marmor mit vieler Kunst verfertigte, noch ganz fertig zu zeichnen, welches wieder auch in Gottes Namen bis Mittag gelang. Dann ging ich Cornelius den lieben Bruder, welcher krank war, zu besuchen; ach der lag im Bette, und seine Frau noch schwach von kaum verflorener Krankheit, saß ganz betrübt neben ihm, am Kopf ganz dicke, um seines Begehrens leise Worte gleich vernehmen zu können. Ich grüßte ihn und sein Weib im Namen des Herrn und setzte mich neben ihnen, tröstete sie und sprach viel von Geduld und dem Leiden der Apostel

Christi. — Er klagte sich eines schlimmen Fiebers, welches, so der liebe Gott will, möge bald gut werden und unsern guten Cornelius verlassen. Als ich bemerkte und sah, daß er mit vieler Stärke sein Uebel trägt, hat ich im Geiste den Herrn um seine Gesundheit zur Ausübung seiner Ehre und Lob und Dank. — Als ich ihn verließ, ging ich zu Schadow dem jüngern, der die Malerkunst recht mit Ehre treibt, und sah ein Bild von drei Bildnissen, die gar gemüthlich getreu nach dem Leben und darum recht ähnlich sind jenen, die es vorstellen soll: es ist sein Bildniß, das seines Bruders, der ein Bildhauer ist, und in der Mitte von Beiden ist der Bildhauer Thorwaldsen aus Dänemark, eines lobwürdigen Künstlers Bildniß. Gar schön vereint geben sich die beiden Brüder die Hände und ist eine schöne Vereinigung im Ganzen der Darstellung. Da ich so recht mich darüber freute, als ich ein so gelungenes Bild aus dem Leben gegriffen vor mir sah, ließ ich es ihm auch wohl durch meine Worte merken. — Nach Tische traf ich Overbeck und ging mit ihm, weil er es auch wollte, nach dem Vatikan, um die Tapeten von Raphael zu sehen. Da fing er an meinem Herzen durch sein Gespräch sich recht zu nähern, und sprach von hoch erfreulichen Dingen mit mir (ich hab es bis jetzt dir verschwiegen Schaffer, sagte der gütigste meiner Brüder), doch ich wußte schon was er sagen wollte, denn es war mir von Sutter vor meiner Abreise von Wien schon geoffenbart, und lag immer noch in meinem Herzen, und fuhr weiter fort von Dingen, die ich selbst diesem Buch nicht anvertraue weil es nicht ehrbar genug ist diesen Inhalt zu bergen. Vergnügt in der Seele ging ich vertraut nun näher an meinen lieben Bruder Overbeck geschmiegt, die Stiege des Vatikans hinauf, und das Ende des Tages meiner Wiebergeburt wurde mit Anschauung heiliger Bilder, von Raphaels Geist erfunden, vollbracht, bis es fast Abend wurde. Dann verließen wir den Vatikan, doch bevor wir noch sein letztes Thor des Ausgangs verließen, wandte Overbeck seine Augen nach einem an die Mauer gehefteten Kalender mit den Worten: „ich will doch sehen, welchen Tag wir heute sind“; wir sahen beide — ach, des heil. Erzengel Raphaels, des Schutzpatrons des liebevollen Raphaels, der wahren Malerkunst höchstes Vorbild, Namensfeler. Nun ward es mir deutlicher, warum heute dies segensvolle Geschick durch den Eingang eines so herrlichen Morgens sich verkündete. Ich ging nach Hause und faßte den Schluß durch ein inbrünstiges Gebet für Gott mich vorzubereiten und mein Herz zu Gott zu erheben, der mich würdig mache in das heilige Bündniß dieser frommen gottgefälligen Brüder zu treten.“

Am 6. December 1815 meldet Overbeck an Vogel in Zürich: „Scheffer, nachdem wir ihn hier in unsern Bund aufgenommen, mußte uns plötzlich wegen sehr bedenklichen Gesundheitszustandes verlassen, und ist nun auf der Reise nach Hause. Wir fürchteten schon ihn auf ähnliche Weise wie unsern seligen Psorr hier enden sehen zu müssen; doch habe ich aus Florenz gute Nachrichten von ihm.“

Und am 15. Mai 1816: „Scheffer ist, wie ich aus dritter Hand weiß, glücklich bis Klagenfurt gelangt, zu seinem Fürst-Bischof, der ihn unterstützt; er selber hat noch nicht von dort geschrieben.“

Wohl hatte dieser gleich nach seiner Ankunft (10. Februar) zu schreiben angefangen, wie ein rührendes Brieffragment bezeugt; aber die Krankheit, „schneller als er“, warf den Brustleidenden darnieder und hielt ihn längere Zeit an's Bett gefesselt. Durch Ruhe und Pflege, welche ihm sein Gönner, der Fürstbischof Altgraf Salm-Reifferscheid, in Klagenfurt angedeihen ließ, erholte er sich allmählich und kam wieder so zu Kräften, daß er nach anderthalb Jahren nicht nur nach Wien übersiedeln, sondern sogar, mit Unterstützung seines Freundes Rainharter, Katecheten bei St. Anna in Wien, im Mai 1820 eine nochmalige Reise nach Rom antreten konnte, woselbst nun mehrere seiner lieblichsten Werke entstanden. Als er aber dann im Sommer 1821 aus Italien, wo er sich ziemlich wohl befunden, nach Wien zurückkehrte, da war seine Lebenskraft erschöpft, und nur zu bald erfüllte sich seine Ahnung, die er schon früher geäußert, daß er, „der Jüngste unter den Brüdern, der erste Nachfolger des seligen Psorr sein sollte“. Am 12. Januar 1822 entschlief der noch nicht 26jährige Künstler. Die Akademie in Wien besitzt ein Bildniß Overbecks, Bleistiftzeichnung, von ihm¹.

¹ Eine Nachbildung von F. W. Bader findet sich als Illustrations-Beilage zu A. v. Zahns Abhandlung über Overbeck in der Zeitschrift für bildende Künste 1871. Heft 8.

Ein wehmüthig dankbares Gefühl von der fortdauernden, wenn auch unsichtbaren Zusammengehörigkeit mit Pforr überkam die Lukasbrüder, als im Jahre 1815 ein Legat seines Testaments zum Vollzug gebracht wurde. Er hatte bestimmt, daß einige Bilder seines Vaters, des bekannten Thiermalers, nebst anderen Gegenständen, welche er in Frankfurt besaß, verkauft werden sollten mit der Verfügung, daß ein Theil des Erlöses zur Unterstützung dürftiger Mitglieder der Genossenschaft sollte verwendet werden. Der auf die Lukasgilde entfallende Antheil betrug 157 Dukaten, mit deren Uebermittlung Bürgermeister Overbeck betraut worden war. Die Brüder in Rom vereinbarten sich (im December 1815) dahin, daß die Summe an Sutter und Wintergerst vertheilt werden solle, und zwar so, daß der letztere ein Drittel, Sutter aber, als verheiratheter Mann ohne festen Gehalt, hundert Dukaten erhielt. Dieser brave, ehrlich ringende Künstler, den Noth und Dürftigkeit bis jetzt in Wien zurückgehalten, wußte wohl, daß er Pforrs Wünsche am besten erfülle, wenn er seine eigene lang genährte Sehnsucht, mit den Brüdern in Italien sich zu vereinigen, befriedige, und traf unverweilt Vorkehr, dahin aufzubrechen.

Dieser Entschluß wurde in Rom mit stürmischer Freude aufgenommen und veranlaßte Overbeck, dem Drange seines Herzens in folgendem enthusiastischen Zuruf Luft zu machen:

„Rom, am 17. April 1816.

„Dein Entschluß ist gefaßt, keine Bedenlichkeit von meiner Seite soll aufs neue Deine Ruhe trüben, Deinen Muth brechen; er ist gefaßt in Gottesfurcht. Gott wird ihn durchführen helfen; vertrau auf Gott, und so wie ich es vorher Dir mit möglichster Kälte vorzustellen suchte, will ich mein Herz vor Dir reden lassen . . . Vom Vatikan herüber tönt es nun zu Dir: ‚Komm‘, und in den sieben Hügeln ruft der Wiederhall: ‚Komm‘! und ein Chor von Freudenstimmen fällt darein und jubelt Dir entgegen ‚Komm‘! und bekannte und unbekannte Arme strecken sich Dir entgegen. Ja so komm denn, Geliebtester, und säume nicht,

die Felder grünen, die Bäume blühen und doch weht frische Kühlung; komm eh' die Sonnengluthen sich entzünden und die Felder und Bäume versengen. Unser theurer Bruder Colombo, der nun bei Dir ist, wird Dein Wegweiser sein, halte Dich ganz an seinen Rath; denn er kennt nunmehr Italien. Glaube mir, mein Lieber, es ist äußerst wichtig, wie Du Deine Reise eintheilest. Vor allem aber bitte ich Dich, mach nicht die Reise, die wir gemacht haben, sondern durch Toskana, denn alle die diesen Weg gemacht versichern, daß dieses paradiesische Land, besonders Florenz, Siena und Pisa u. s. w., wenigstens ebenso wichtig sei als Rom selbst; dagegen war unsere Reise am adriatischen Meere entlang höchst uninteressant, besonders in Kunststrücksicht. Sieh auch auf Deiner Reise nicht darauf, ob Du einige Meilen mehr machen mußt: das Schöne und Große ist in Italien, besonders in Toskana so überall vertheilt, daß man es durchaus nicht mit Rom allein muß glauben abmachen zu können. Das Fußreisen hat den Vortheil, daß man kreuz und quer streifen kann um alles Merkwürdige zu sehen. Nimm so wenig Gepäck mit Dir als nur immer möglich; kannst Du ganz ohne Koffer kommen, mit einem bloßen Mantelsack, desto besser. Besonders laß alle Kunstsachen zurück, ich höre von Reisenden, daß man auf Mauthen ungeheuer zahlen muß. Ach, ich meinte es sollte gut gehen und wärest Du schon hier. Ich denke diese Zeit noch recht viel zu arbeiten, damit ich dann etwas habe mit Dir, Bruder, zu theilen. Ich bitte, daß Du von Florenz aus den Tag anzeigst, an welchem Du nach Rom kommst, damit ich Dich abhole, damit Du nicht gezwungen bist im Wirthshaus Auslagen Dir zu machen. Unser Aller Segenswünsche geleiten Dich und geben Deinem Verlangen Flügel. Grüße Leybold und Steinkopf und den ganzen schönen Kreis Deiner Freunde."

Drei Monate später, am 25. Juli 1816, langte Sutter in Rom an, bewillkommt von seinem Overbeck, der ihm mit brüderlicher Liebe sein eigenes Zimmer einräumte, und ihn auch

noch im folgenden Jahre gastlich als Hausgenossen bei sich behielt.

Kurze Zeit vorher hatte Hofrath Wilken aus Heidelberg, bei seiner Abreise von Rom (18. Mai), die Mitnahme und Besorgung des Bildes für Bogels Vater — „Christus mit Martha und Maria“ — übernommen, welches Overbeck mit folgenden Zeilen an Ludwig begleitete:

An L. Vogel in Zürich.

„Rom, 15. Mai 1816.

„Mein theurer, lieber Freund und Bruder! Da ist denn endlich das lang erwartete Bild! Hoffentlich wird es noch zur rechten Zeit bei Dir eintreffen, um mit auf der Ausstellung erscheinen zu können¹, wenn Du überhaupt es dessen würdig achtest.

„Indem ich diese Zeilen schreibe, liegt es noch aufgerollt neben mir auf dem Boden, und ich läugne nicht, daß wenn ich es betrachte, mir allerlei beunruhigende Gedanken durch den Kopf gehen. Das soll nun zu Dir hinüber! soll Dir ein Zeugniß meiner Fortschritte sein, soll die Probe einer langen gespannten Erwartung bestehen, soll dann neben Deinem mir unvergeßlichen Bilde auf öffentlicher Ausstellung erscheinen. Ja mit Scham und Bittern würde ich es fortgehen sehn, wenn ich mir nicht sagen dürfte, daß ich gethan habe was in meinen Kräften stand, und wenn ich nicht jede weitere Forderung von sich für eitel und thöricht hielte. Nimm es also hin, mein Lieber! wie es eben ist; verräth es Dir meine Schwachheit in unsrer Kunst, nun! so erkenne nur nicht die Stärke meiner Liebe zu Dir, die mich wahrlich dabei geleitet hat, und meinen redlichen Willen in unsrer Kunst zu leisten was nur in meinen Kräften steht; findest Du hie und da etwas Gutes, so rechne

¹ Es kam dafür noch rechtzeitig an, wie kritische Berichte über die Züricher Ausstellung in der Hallischen Literatur-Zeitung und im Gotta'schen Morgenblatt, October 1816, ersehen lassen.

es nicht mir zu, sondern Dir, denn Du weißt daß ich mich gerne als den Schuldner meiner Freunde erkenne.

„Was aber unendlich wichtiger ist, ist daß Du, mein Lieber, die Wahrheit, die bei diesem Bilde zum Grunde liegt und sein ganzer Inhalt ist, recht beherzigen mögest. Schon in der Wahl des Gegenstandes ward ich von dem lebhaften Wunsch geleitet, Dir, mein Bruder! die Wichtigkeit der Religion und ihrer Beherzigung recht nahe zu legen. Du weißt, daß es oft der Gegenstand unsers Gespräches war, als wir noch bei einander waren, und unser seliger Freund noch in unsrer Mitte lebte; damals zwar schieden wir oft uneinig von einander, denn es fehlte mir selber, da ich es mir angelegen sein ließ, Dir die Wahrheiten unsrer Religion an's Herz zu legen, an einem sichern Grund, so daß ich mir bei jedem aufkommenden Streit oder Zweifel nicht anders zu helfen wußte, als indem ich es dem eigenthümlichen Gefühl überließ darüber zu entscheiden. Auch konnt' ich freilich diese Sicherheit der Lehre in einem Gemälde nicht wohl Dir geben, wiewohl ich manchmal wohl wünschte, daß es mir jetzt vergönnt wäre jene Gespräche zu erneuen, gewiß, daß so mancher streitige Punkt leicht unter uns gehoben wäre; allein zum ernstlichen Forschen wollt ich Dich zum wenigsten aneifern, in der festen Ueberzeugung, daß ein solches gewiß nicht ohne den Lohn der gefundenen Wahrheit bleibt; und so wählte ich den Moment, wo unser Heiland selber, im Hause der Martha, die Lebensworte spricht: Eins ist Noth!

„So möge es Dir denn, mein geliebtester Bruder! unablässig zurufen: Eins ist Noth! und in jedem Wechsel des Glückes in Deiner Seele nachtönen: Eins ist Noth! und Dich lehren im Glücke demüthig, geduldig im Leiden zu sein, indem es Dich bedenken macht, daß es wahrhaftig nur Ein wahres Unglück giebt, die Sünde, und nur Ein wahres Glück, die Gottseligkeit! Möge der Anblick der betrachtenden, hingegebenen Maria Dich oft bewegen, mit ihr ein stilles Stündchen dem Forschen in den heiligsten Wahrheiten, die allein dem Menschen auf Erden wahre

Seelenruhe, und in der Ewigkeit einst das verheißne unverwelkliche Erbe sichern können, zu weihn. Ich weiß es wohl, nicht Alle sind berufen durchaus der Betrachtung zu leben, und eben diese Mißdeutung meiner Absicht zu vermeiden, fügte ich im Hintergrund das Gleichniß vom barmherzigen Samariter hinzu, als ein Zeugniß für den Werth der aktiven Liebe, eine Idee, die indem sie das Bild theilt, bei Vielen Tadel verdienen mag Empfehle mich Deinen verehrungswürdigen Eltern, und bitte in meinem Namen auch bei Ihnen um Nachsicht mit dem Bilde; ich that was in meinen Kräften stand, und hoffe es später einst gegen ein besseres wieder einzutauschen."

Als Ludwig Vogel das Bild, das er mit klopfendem Herzen entrollte, in Händen hielt, bemerkte er sogleich zu seiner großen Freude und Ueberraschung, daß Overbeck es zu einem schönen Gedächtnißblatt an die gemeinsam verlebten Tage gestaltet habe. Er erkannte eine Menge kleiner Züge, die nur ihm verständlich waren. Es war ihm als hörte er die Stimme des Freundes zu ihm reden, und der Gedanke, daß Liebe dabei mitgearbeitet, verlieh dem Bilde einen höhern Werth. „Ach das ist ganz mein Overbeck! war mein erstes Wort, so sehr sprach plötzlich Dein volles Herz und Dein Geist aus dem Werke zu mir."¹ Bei näherem Betrachten fand er in der Darstellung des Heilandes das Ergebniß von Friedrichs Lieblingsgedanken, die ihn schon in Wien beschäftigten, wo ihn ein Werk über die „wahre Abbildung unseres Herrn" und der Brief des Publius Lentulus an den römischen Senat lebhaft interessirten: trefflich habe er im Antlitz den bedeutenden und doch sanften Ernst, kurz die Schönheit und den Seelenausdruck eines Christus mit dem scharfbezeichneten israelitischen Nationalcharakter zu vereinigen gewußt. In der Gruppe hinter dem Herrn, den drei aus-

¹ L. Vogel an Overbeck, Zürich 16. Juli 1816. Seinem Schreiben lag ein Doppelbrief der erfreuten Eltern bei, voll Dank und liebevollster Anerkennung.

erwählten Jüngern, war ebenfalls ein charakteristischer Zug des Künstlers wahrnehmbar, der, wie Vogel sich erinnerte, seine Apostelideale gerne aus den Physiognomien der alten Künstler bildete: so erinnert der vorzüglich gelungene Kopf des Petrus an Michel Angelo's Gesicht, Jakobus an Rafael; in Johannes dagegen erkannte Vogel den italienischen Jüngling Saverio, der den Brüdern so oft Modell gestanden und bei allen sehr beliebt war. Maria und Martha waren keine Porträte. Lazarus aber, der hinter dem Stuhle des Herrn steht, war des Künstlers eigenes Bildniß, nur hatte er seine langen schlichten Haare in Locken umgeändert; Haltung und Gewandung der Figur zeigten, was Vogel noch besonders freute, eine der Draperiestellungen, die Overbeck in den abendlichen Zusammenkünften einmal selbst gestanden. — In der Wand hinter der Figur des Lazarus ist eine kleine Nische angebracht, wie Overbeck eine solche in seiner Zelle zu S. Isidoro gehabt und die ihm so lieb gewesen. Sie hatte ihm als Repositorium für Bücher gedient, und auch in der Nische des Bildes sind einige Bände angebracht. „Mir ist, ich sehe deinen Thomas a Kempis und andere Lieblingsbüchlehen darin liegen“, meint der Züricher Freund.

So sehr übrigens L. Vogel das Werk bewunderte, konnte er dem wahrheitsliebenden Freunde gegenüber doch nicht verschweigen, wie sehr es ihm und anderen aufgefallen, daß er durch ein seltsames Uebersehen fast allen seinen Figuren, St. Petrus ausgenommen, blondes oder goldfarbiges Haar gegeben habe.

Im Jahre 1879 erstattete eine Dame von Zürich über dieses Bild Bericht bei Gelegenheit einer Gemäldeausstellung im Kunstmuseum daselbst und machte, unbekannt mit dieser Kritik, denselben technischen Fehler bemerklich; sie sagt: „Ganz besonders interessirte mich Overbecks ‚Christus im Hause der Maria und Martha‘. Es ist ein rührendes Bild, und ich verstand nun die Bedeutung der durch das offene Fenster sichtbaren Scene, welche das Gleichniß vom Samariter darstellt. Es ruht eine sanfte heilige Stimmung in den harmonischen

Farbentönen, die mich an die großen alten Meister erinnerte. Auffallend ist, daß keine der Figuren orientalischen Typus verräth, kein schwarzes Haar, sondern weiches goldfarbiges, und helle Augen, was allen ein christliches Aussehen verleiht. Von Vogel war ebenfalls eines seiner großen Gemälde ausgestellt, Winkelrieds Tod auf dem Schlachtfeld. Das Bild ist von dem seines Freundes in jeder Hinsicht verschieden. Rein und edel im gemeinsamen Streben, ging doch jeder von ihnen seinen eigenen Weg."

Wie sehnte sich Bürgermeister Overbeck, der in dem Verlangen, seines Sohnes Werke zu betrachten, verzeihlicher Weise unersättlich war, auch dieses Bild zu sehen, seit es über die Alpen gedrungen! „Die Lüfternheit nach diesem Genuß," schreibt er am 8. Juli 1817 aus Lübeck, „ist mir gewaltig gestiegen seit dem Anschauen Deiner Kreuztragung. Du willst über dies Stück etwas von mir hören, auch die Stimmen der Lübecker ‚Kunstrichter‘ vernehmen. Deren gibt es nun in Lübeck nicht; wo sollten sie herkommen? Ein Comtoir- und Handwerks-Völkchen! Ihrem Eindruck aber haben sie sich überlassen, die zahlreichen Besucher: und der war durchaus Beifall und Bewunderung. In meine Hände kam das treffliche Stück mit einem sauertöpfischen Briefe von [Gottfried] Schadow. Ich will ihn wörtlich hersetzen: — ‚Gew. 2c. erhalten hiebei eine Zeichnung von dem Herrn Sohn in Rom, die mir mein jüngster Sohn daselbst aufträgt Ihnen zuzuschicken. Diese Zeichnung ist in drei Köpfen verwischt; ich habe mir es nicht getraut, sie zu restauriren — wüßte auch hier Niemanden, dem es aufzutragen wäre: sie ist mit den möglichst feinsten Strichen und mit dem blässeften Bleistifte gezeichnet, und gehört eigentlich meinem jüngsten Sohn, dem sie viel werth ist. — Es gehört zu den neuesten Manieren und Ansichten einer kleinen Zahl deutscher Jünglinge, dergleichen als das Rechte anzusehen; mein jüngster Sohn gehört auch dazu, und ich bin damit nicht zufrieden. Bei ihm entstand diese Ansicht bei einem Kranken

Zustande; ich sehe es für Ueberspannung an und halte dies, es sei körperlich oder geistig, für Krankheit. Immer sind die trefflichen Naturanlagen Ihres Sohnes und dessen Fleiß durchzusehen, und die jungen Herren haben sich sogar kürzlich durch Frescobilder Celebrität verschafft. Ihnen bin ich schon lange eine Antwort schuldig: unzufrieden mit der Richtung der Studien dieser beiden jungen Leute, wußte ich Ihnen keine genuthuende zu geben; so verschob sich's. Nun bitte ich herzlich um Verzeihung. Sie wollen eine Ausstellung machen; konnte dazu Ihr Sohn nicht mehr, und für den Anblick kräftiger ausgedrücktes einsenden? Seien Sie meiner wahrhaften Hochachtung versichert, der ich bin Ihr ergebener G. Schadow. — Berlin, 17. März 1817.⁴

„Nach sorgfältiger Betrachtung des Bildes fragte ich mich: Wo ist denn die Ueberspannung, wo die Krankheitsspur? Ich konnte sie nicht finden. Ich gewahrte deutliche, einfache Darstellung, viel und vorherrschendes Gemüth, natürliche, freie Anordnung, sehr bestimmte Umrisse, kräftige und soviel ich urtheilen konnte, correcte Zeichnung, schönes großartiges Gewand an der Hauptfigur, äußerst reinliche und zum Erstaunen fleißige Behandlung; nirgends Manier, alles ansprechend durch Natürlichkeit und Seelenausdruck. Jesus und der Pharisäer zu Pferde mit dem kalten sieg- und schadenfrohen Blick, Simon von Kyrene und die Bestie mit den Marterwerkzeugen — herrliche Contraste! Die Gruppe vor dem Stadthor, lauter Empfindung! Die Pferdeköpfe nicht so gut; rechter Hand zu allerlezt ein unmotivirter Fuß. Das ist, was ich fand. Also verstand ich Schadow nicht, und verstehe ihn noch nicht, ungeachtet ich seitdem Göthes zweites Heft über Alterthum und Kunst, über Dich und Cornelius, gelesen habe, wo Göthe bedauert, daß Ihr bei den Malern vor Rafael stehen bleibt, dort bei den nicht völlig Entwickelten Eure Muster sucht, und den hellenischen Blick ganz verschmäheth. Dies muß ich dahingestellt sein lassen: aber Schadows Ueberspannung fand ich wenigstens auch in

Goethes Urtheil nicht. — Was Du von mir hören wolltest, habe ich hiemit geliefert. Ich setze noch hinzu: es ist viel, daß Alles im Vordergrunde so anzieht, ohne Hülfsleistung einer weiblichen Figur. Ob an der Gruppierung zu kritteln sei, verstehe ich nicht: ich finde nur, daß alle Figuren recht geräumig nebeneinander Platz haben auch auf dem wenigen Raume und sich ganz bequem nebeneinander entwickeln. Einige scharfe Linien in dem Gewande der Hauptfigur — wie mir's vorkommt — will ich doch nicht verschweigen.“ —

Mächtiger als Schadows Urtheil erwies sich eine andere kritische Stimme in Deutschland, deren Echo weithin drang. Der Anstoß dazu, daß Goethe über die neudeutsche Kunststrichtung in Rom sich vernehmen ließ, ging von Christian Schloffer aus.

Am 22. Mai 1813 berichtet Overbeck an Vogel: „... Ein Paar Zeichnungen habe ich zwischen durch, größtentheils des Abends gemacht. Eine stellt vor, wie die Hungrigen gespeist werden. Das erste zu 7 Vorstellungen von den Werken der Barmherzigkeit. Eine fromme, wohlthätige Hausfrau theilt auf der Hausflur Brod unter die Armen aus, die theils sich umhergesetzt haben, theils noch zur Thüre hereinstören; ein geschäftiges aufgeschürztes Mädchen bringt aus der Küche die Suppe getragen, ein rüstiger Bube trägt die Löffel nach. Auch Hund und Katze sind nicht vergessen. Man hält es fast allgemein für eine meiner gelungensten Arbeiten. Ich schicke diese beiden Zeichnungen an Schloffer, der mir angeboten hat, sie an einen Kunsthändler zu verkaufen, welches mir bei meiner schleppenden Malerei sehr gut zu statten kommt.“

Die andere Zeichnung stellte die Geburt Christi dar¹. In

¹ „Zwei Zeichnungen, die ich vor einiger Zeit an Schloffer nach Frankfurt sandte, eine Geburt Christi und die Speisung der Hungrigen, haben dort mehr Beifall gefunden als sie verdienen, und ein junges Frauenzimmer, das sich aber nicht nennt, hat mir

seiner Antwort vom 18. September 1813 bemerkt Schlosser über die beiden Blätter, die er für sich behielt: „Ich sage Ihnen nichts über Ihre Bildlein. Sie sind gar zu lieb, zu sprechend, zu süß. Ich mag mich kaum von ihnen trennen. Doch habe ich es gethan. Ich habe die Speisung der Hungrigen, nebst dem Carton des Cornelius aus der Apostelgeschichte und dem Tode Siegfrieds, an Göthe geschickt, vor wenigen Tagen. Ich erwarte nun den Ausdruck seines Antheils. — Ihr erster, guter Meister Perour hat unendliche Freude an Ihren Arbeiten gezeigt.“

In einem folgenden Briefe fährt er fort: „Göthe, welchem ich Ihre Arbeiten, erst das kleine Blatt, jetzt das größere, nebst mehreren Blättern unseres theuren lieben Cornelius gesandt habe, hat über beide sich mit innigster Rührung und Freude geäußert. Sie waren ihm so lieb, diese Blätter, daß er sie nicht von seinem Schreibtisch hat lassen mögen, und nun noch mag er was er hat nicht zurücksenden.“

Im Mai 1815 meldet Schlosser wiederum: „Vergangenen Sommer war Göthe 8 Wochen und mehr bei mir, und mit mir. Ich wollte wünschen, daß Sie diesen unschätzbaren, liebevollen Mann, der Ihnen innigst wohl will, auch einmal sehen und seiner weisen Lehren froh werden möchten. Die Unruhe der Zeit macht mich fürchten, ihn diesen Sommer nicht wieder zu besitzen. Es war viel von Italien, der Kunst und vielen Guten die Rede.“

Und noch einmal in einem Briefe ohne Datum: „Göthe war bei mir. Er kommt bald wieder zu mir, ich reise morgen auf einige Tage zu ihm nach Wiesbaden. Welch ein herrlicher Mensch. Wie liebt er Euch (Doverbeck und Cornelius), und sieht Eurer Ernte entgegen.“

durch Schlosser sogleich einen Auftrag zu einer Zeichnung aus dem Evangelium gemacht, etwa von dem Gegenstande, wie Christus die Kindelein zu sich kommen läßt.“ Doverbeck an L. Vogel, 10. November 1813. Selbst der alte Voß in Heidelberg hatte sein Wohlgefallen daran.

Es war sehr begreiflich, daß Christian Schloffer so besonderes Gewicht darauf legte, Goethe's Beifall für Overbeck, Cornelius und die neue Schule zu gewinnen. Er und sein Bruder Friedrich waren von Kindheit an unter dem Schatten dieses berühmten Mannes aufgewachsen, dem sie durch Familienbände nahe standen. In ihren Augen erschien er wie eine Ceder des Libanon, vor der die geringeren Bäume huldigend sich verneigten — der große Genius des Jahrhunderts, der auch für die Kunst durch sein öffentlich bekundetes Interesse für dieselbe in Deutschland mittelbar manches Gute gewirkt. In seiner Jugendzeit half Goethe durch seine Begeisterung für die altdeutsche Kunst, wie sie im Straßburger Münster lebendig ihm vor Augen getreten, der Romantik die Wege bereiten. Jetzt, in seinem Alter, hatte er die didaktische Periode erreicht, und trotz seiner einseitigen Vorliebe für die Antike war es Sulpiz Boisserée gelungen, ihm für die Schönheiten eines Van Eyck und Memling die Augen zu öffnen, dem „alten Heiden“ die langvorenthaltene Anerkennung für die altdeutsche christliche Kunst abzurufen. Von da aus lag es nahe, daß Goethe, der dem Gang der geistigen Entwicklung auf allen Gebieten nachfolgte, auch der neuen Malerschule ein Interesse abgewann, das ihn selbst überraschte.

Am 14. Februar 1814 ließ er sich gegen S. Boisserée vernehmen: „Von Cornelius und Overbeck haben mir Schloffer's stupende Dinge geschickt. Der Fall tritt in der Kunstgeschichte zum erstenmal ein, daß bedeutende Talente Lust haben, sich rückwärts zu bilden, in den Schooß der Mutter zurückzukehren und so eine neue Kunstepoche zu gründen. Dieß war den ehrlichen Deutschen vorbehalten und freilich durch den Geist bewirkt, der nicht Einzelne, sondern die ganze gleichzeitige Masse ergriff.“

Boisserée erwiederte darauf am 29. April 1814: „Ihre große Theilnahme für die Bemühungen von Cornelius und Overbeck muß jeden erfreuen, der das verdienstliche Bestreben dieser braven

Leute zu achten weiß. Sie haben offenbar den edelsten und zugleich beschwerlichsten Weg eingeschlagen, auf dem sie eine mächtige Aufmunterung, wie die Ihrige, gar sehr bedürfen.“¹

Aber schon im folgenden Jahre hatte die alte Natur wieder die Oberhand gewonnen. Als Goethe im September 1815 mit Boisserée über Zeichnungen von Cornelius und Overbeck, welche er bei dem Kunsthändler Wenner in Frankfurt gesehen, zu reden kam, äußerte er: „da fehle an allen etwas.“²

Diese neuen Compositionen von Overbeck werden wohl zwei weitere für Schloffer ausgeführte Zeichnungen gewesen sein. Die eine: die Erweckung von Jairi Töchterlein, ein vorzügliches Blatt, das der erfreute Besteller als eine kostbare Illustration zu dem Texte des neuen Testaments begrüßte. „Der Ausdruck des Heilandes und seine sanfte Bewegung“ sei ganz besonders schön empfunden; die Charaktere von Petrus und Johannes — letzterer beinahe noch ganz kindlich — in trefflicher Weise individualisirt; dazu endlich die zarte Behandlung der Gestalt der Entschlafenen, der „schon die Wolke des Todes vor dem Auge zerrinnt“.

Sodann eine Zeichnung in Bister, „der Abschied Maria's vom Leichnam des Herrn“. An dieser Composition sprach den Besteller neben der liebevollen Ausführung in den Theilen die Innigkeit der Auffassung an, vor allem die tiefe Ruhe, die über dem sinkenden Haupte des Heilandes liegt, und die Art und Weise, wie die Hand der Mutter, indem sie die des todtten Sohnes an ihr Herz schließt, unwillkürlich die des geliebten Jüngers darwieder drückt³.

Die von Schloffer und Boisserée genährte Hoffnung, Goethe würde offen für die jungen christlichen Maler eintreten, erlitt somit bald einen empfindlichen Rückschlag. Die anfängliche

¹ Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. II 34. 35.

² Ebend. I. S. 276.

³ Chr. Schloffer's Brief aus Frankfurt vom 21. Mai 1815.

Theilnahme für dieselben unterlag dem Vorurtheil. Er witterte in den jungen Bestrebungen Ueberspannung, Bigotterie, revolutionäre Leidenschaft — Eigenschaften, die ihm höchlich zuwider waren — und er hielt es für Pflicht, die abtrünnigen Fanatiker zu verwarnen.

Im Jahre 1816 begann Goethe seine periodischen Hefte über „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden“ herauszugeben, und ließ sofort durch seinen Freund und künstlerischen Mentor Heinrich Meyer die neue Bewegung, in einem Artikel über die neudeutsche religiöse Kunst, kritisiren. Boisserée ahnte schwerlich, worauf es abgezielt sei, als ihm Goethe unterm 27. September 1816 das Erscheinen des zweiten Hestes mit den Worten ankündigte, dasselbe enthalte einen Aufsatz über „die Geschichte der neuen frömmelnden Unkunst von den achtziger Jahren her“; es werde ihnen, den Weimarer Kunstfreunden, manche saure Gesichter zuziehen, das habe aber nichts zu sagen. Boisserée billigte den Gedanken, worauf Goethe am 16. December desselben Jahres erläuternd antwortet: „Das Rhein- und Mainheft, zweites Stück, liegt in den Händen des Setzers. Es enthält einen Aufsatz, überschrieben: Neudeutsche religiös-patriotische Kunst. Ich wünsche, daß er gerecht, ja billig gefunden werden möge. Die Liebhaber, welche die ältern Kunstwerke retten und sammeln, werden höchlich gepriesen, den Künstlern, die jene alte Art wieder hervorsuchen, wird ein Spiegel vorgehalten, den wir recht hübsch plan zu schleifen und gut zu poliren gesucht haben.“¹

Der Aufsatz, der einen herben und mehrfach unbegründeten Ausfall gegen die neue Schule und die Nachahmung der vorrafaelischen Kunst enthielt, galt allgemein als eine Arbeit aus Goethe's Feder.

Den Eingeweihten war es bekannt, daß derselbe allerdings seine volle Sanction erhalten habe; deswegen erregte er auch

¹ Sulpiß Boisserée. II. 139. 152.

in weiten Kreisen Aufmerksamkeit. Der eigentliche Verfasser, Hofrath Meyer, von Geburt ein Züricher, war mit Ludwig Vogel persönlich befreundet, und in der Kritik erwähnt er des Landsmannes, der ihn während seines Aufenthaltes in Stäffa 1814 mit Glück porträtirt hatte, mit besonderer Schonung. Vogel jedoch, in seiner treuen Anhänglichkeit an die Freunde, konnte es nicht ruhig mit ansehen, daß diese verunglimpft wurden. Er sandte eine freimüthige Entgegnung an Hofrath Meyer, welche eine weitläufige Rechtfertigung des „Weimarer Kunstfreundes“ zur Folge hatte, aus der wir die Hauptsätze ausheben. Meyers Brief¹ ist aus Berna 22. August 1817 datirt.

Nachdem er Vogel für die Radirung seines Bildes: die Rückkehr von Morgarten, welche dessen Schreiben begleitete, in einigen schmeichelhaften Worten gedankt, fährt er fort:

„Lieber werther Freund! Sie nehmen sich mit solcher Herzlichkeit und guter Art ihres Overbek's und Cornelius' an, daß ich Sie darum nur mehr lieben und achten muß. Aber habe ich den genannten Künstlern irgend Leides gethan? Ich wüßte nicht, denn ich achte ihre Talente hoch, und doch, um mich ganz mit Ihnen, Werthester, zu verständigen, um, wenn es nöthig wäre, von Ihnen entschuldigt zu sein, an dessen Wohlwollen und Freundschaft mir unendlich viel gelegen ist, muß ich nothwendig etwas weit ausholen, muß Ihnen Bekenntnisse ablegen, die ich sonst noch nie abgelegt.“ (Folgt nun eine Schilderung seines Lebens- und Bildungsganges.) „Erwägen Sie, lieber Freund, diesen Umriss meines Lebens und setzen noch ferner hinzu, daß der Umgang mit überlegenen Geistern mir eine kühne Freiheit in Aeußerung der Meinung einflößte, wozu schon eine natürliche Anlage da sein mochte, so werden Sie begreifen, wie ich so ganz rücksichtslos schreibe, rede, handle. Aber ich bezeuge auf meine Ehre, niemals habe ich die Absicht gehabt noch werde ich je die Absicht haben, Jemandem wehe zu thun. Und nun, um wieder auf den

¹ Mitgetheilt im Anhang zu Prof. Salomon Bögelins interessanter Monographie über L. Vogel im Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1882. S. 48—50.

Aufsatz im Rhein- und Mayn-Best zu kommen, wegen welchem ich eine so lange Einleitung Ihnen geschrieben, so ist solcher eigentlich bloß eine historische Untersuchung, woher der jetzt von vielen gesuchte alterthümliche Geschmack entstanden. Sind Cornelius und Overbeck von mir angeführt worden, so ist solches geschehen, weil der Gegenstand forderte, ihrer zu gedenken, keineswegs um ihnen Böses nachzusagen, auch glaube ich, sie seien mit Achtung behandelt worden, denn ich kenne keinen von Person, ehre aber ihre Talente. Von Cornelius habe ich etwa 6–8 Federzeichnungen zu Faust und etwa 4 zu dem Nibelungen-Lied gesehen, außerdem die 3 radirten Blätter, welche zu der Folge von Dr. Faust gehören, und nach diesen Werken ist von ihm geurtheilt. Sehen Sie einmal das Titelblatt zu Faust an, und Sie werden in den Schreibezügen, in der Figur des wilden Mannes u. leicht das nicht zur Nachahmung zu empfehlende des Albrecht Dürer's nachgeahmt entdecken, in dem Blatt, wo Gretchen in Ohnmacht sinkt und der Bruder erstochen liegt, sind Köpfe, wie Holz gemacht hat, und obgleich es ein Nachstück mit Laternen ist, doch keine Wirkung von Licht und Schatten. Eben darum klagen sie in Frankfurt, sie könnten diese Platten nicht abdrucken, weil keine Druckerschwärze schwarz genug zu finden sei, und meinen, es liege an der Farbe. Die Zeichnungen nach dem Nibelungen-Lied hatten kräftige Figuren in Hinsicht auf die Formen, aber sie waren manierirt zu nennen; ich erinnere mich einer fliehenden weiblichen Figur, wo vorn ein erschlagener Mann liegt; diese weibliche Figur hätte in einem Gemälde des Salviatti oder des Bronzino stehen können. Damit, liebster werthester Freund, soll aber von meiner Seite keineswegs Cornelius heruntergesetzt sein, allein ich habe es Ihnen sagen müssen, mich zu vertheidigen. Overbeck scheint mehr Poesie zu haben als Cornelius, außer bewunderungswürdig saubern Zeichnungen nach Statuen und Basreliefsen von ihm, welche aber in dem, was über ihn gesagt ist, nicht in Erwägung gekommen sind, habe ich eine Bleistiftzeichnung vor Augen gehabt, wo er das neugeborne Christkind von einer Glorie Engel umschwebt vorgestellt, hinten in der Ferne sieht man die hl. Mutter und Joseph vor dem Wirthshause abgewiesen werden; diese Episode ist unschätzbar wahr, lieblich und ausdrucksvoll, Hauptgruppe und Figuren aber weniger glücklich. Außer dieser Zeichnung habe ich auch bei Ihnen noch einen Carton (ich glaube, es war der Einzug Christi in Jerusalem) gesehen und hierauf beschränkt sich meine Kenntniß der Kunst Overbecks. Noch einmal erkläre ich feierlich, daß ich diesen beiden Künstlern nicht habe zu nahe treten wollen;

kann ich mich einst überzeugen, daß sie den richtigen Geschmack in spätern Arbeiten gefunden, so will ich der Erste sein, der ihr Lob verkündet¹. Aber was ich für wahr halte, woran ich die Mühe eines ganzen Lebens gesetzt, ohne Arges auszusprechen, bin ich genöthigt gewesen, weil Göthe mich zu seinem Aufsatz im Rhein- und Maynheft aufgefordert und weil durch die Signatur W. K. F. er sich so zu sagen mit verbürgt; darum würde er nicht zugegeben haben, daß unsere bisherige Art über die Kunst zu denken und zu schreiben eine Abänderung erlitte, wenn ich es auch fähig gewesen wäre zu thun, wovor mich Gott und alle Heiligen in Gnaden bewahren wollen. Hier, Wertheßer, sei meiner Entschuldigung, wenn es anders einer bedurfte, ein Ziel gesetzt, ich hoffe, Sie sind von meiner aufrichtigen Gesinnung in der Sache nun überzeugt. Behalten Sie mich lieb und grüßen und empfehlen Sie mich Ihren Eltern. Meyer."

In seiner Art äußert sich Goethe gegen Boisseree in einem Brief² aus Jena vom Juli 1817: „Wegen W. K. F. sind schon manche Reclamationen und Approbationen eingegangen; alles wird sorgfältig zu Akten geheftet und wird daraus ein entschiedener Blick in die deutsche Kunstwelt, ihr Wollen und Vollbringen hervorgehen, welches ohne diesen kühnen Schritt nicht gewesen wäre."

Der Aufsatz rief in Rom große Mißstimmung hervor. Niebuhr fand es betäubend, daß Goethe so „in's Blaue hinein aburtheilend" vorgehen konnte³.

Zwar ist nicht zu verkennen, daß die Weimarer Kritiker und die neue Schule in manchen Ansichten über Kunst und ihre

¹ Nichtsdestoweniger schreibt er 1818 an Horner: „Frankfurt bin ich vorübergegangen: denn in dieser Stadt spuken Cartons von Cornelius und von Overbeck, welche man, wenn man Friede haben will, gut, ja göttlich finden muß, und ich möchte Niemandem etwas Unliebes erweisen, aber auch gern ein reines Gewissen behalten." Züricher Neujaßblatt für 1852: Das Leben des Hofraths H. Meyer. S. 13.

² Sulziz Boisseree. II. 178. Die Signatur W. K. F. bedeutet „Weimarer Kunstfreunde".

³ Brief aus Frascati, 26. September 1817. Lebensnachrichten über Niebuhr aus Briefen desselben. Hamburg 1838. S. 324.

Behandlung übereinstimmten und vielleicht noch zu einem bessern gegenseitigen Verständniß gelangt wären, wenn ein persönlicher Austausch möglich gewesen wäre, daß das Urtheil jedenfalls günstiger gelautet hätte, wenn die Kunstfreunde die Compositionen zu den im Werden begriffenen Fresken hätten sehen können. Auf der andern Seite aber bestand trotz der äußerlichen Annäherung, welche Männer wie Christian Schloffer und Boisserée eine schließliche Vereinigung hoffen ließ, doch ein fundamentaler Unterschied zwischen beiden Richtungen, der in dem Gegensatz der ganzen Weltanschauung gründete. Goethe, der Vertreter des Humanismus, sah die Blüthe der Cultur in der Renaissance; sein Lösungswort war das Reimnenschliche. Die alles belebende Quelle der Kunst für die neue Schule war Gott, der Urquell alles Schönen. Für Goethe hatte die Kunst nur eine ästhetische Bedeutung; für die Jünger der neuen Schule aber eine ethische. Goethe, sagt Rumohr, war „in dem Wahn befangen, daß für die Kunst alles gewonnen sei, wenn man sie aus dem Gebiet der reellen Beziehungen in jenes ihm beliebtere einer doch nur oberflächlichen ästhetischen Annehmlichkeit verseze“. Die christlich gesinnten Maler beseelte die Erkenntniß, daß die wahre Kunst in der Religion, im Volksleben, kurz in der Summe aller ernstlichen und reellen Lebensverhältnisse wurzeln müsse; daß es ihre Aufgabe sei, im höheren ethischen Sinne an der Erziehung des Menschengeschlechts mitzuwirken. Ein edler Drang belebte diese jungen Männer, denen es zur heiligen Ueberzeugung geworden, daß das Kunstwerk keinen andern Zweck haben könne, als den aller relativen Schönheit überhaupt: „den Geist durch das Sichtbare zum Unsichtbaren zu erheben“.

Uebrigens muß betont werden, daß die neue Schule die Anschuldigung einer slavischen Nachahmung Giotto's und seiner unmittelbaren Nachfolger als unzutreffend bestritt und zurückwies. Allerdings machten sie kein Hehl aus ihrer bewundernden Hinnneigung zu jenen frommen Meistern, die ihre Inspirationen aus den Reichen der Natur und der Gnade empfangen. Aber

sie suchten, wie einer der Betheiligten (Ph. Veit) sich äußert, in den Meisterwerken der altitalienischen Kunst nur den Anknüpfungspunkt, an den sich lehrend und von welchem ausgehend sie ihrem Ziele fortschreitend zustreben könnten. Und schon zur Zeit der Anwesenheit des Kronprinzen Ludwig von Bayern in Rom (1817—1818) konnte der in seinem Gefolge befindliche Dr. Ringseis von dort aus schreiben: „Auch unsere Künstler werden den Gang zur Vollenbung thun; die Kräftigen haben sich losgemacht von beengenden Banden und zeigen sich in freien und großen Bewegungen; wer eigene Kraft, wer Flügel hat, der folge.“ (Erinnerungen des Dr. J. N. v. Ringseis, herausgegeben von Emilie Ringseis. I. 469.)

Wenn von den Malerbrüdern in Rom auch keiner den Versuch machte, vor der Oeffentlichkeit sich zu rechtfertigen, so fanden sie doch halb zwei würdige Vertheidiger. Der erste war August Kestner, Overbecks einstiger Kunstberather im Beginn seiner Laufbahn, seit 1817 ständig in Rom; der zweite Johann David Passavant, der treue Freund Pforrs und gleich ihm ein Landsmann Goethe's.

Als Kestner im Frühling 1817 nach Rom kam, war er „froh überrascht“ von dem lebensvollen, jugendfrischen Charakter der Fresken an der Casa Bartholby. Andererseits sah er in dem Atelier des gefeierten italienischen Malers Camuccini die besten nach klassischen Mustern ausgeführten Gemälde, alle Figuren mit den wohlproportionirten Armen, Händen, Füßen, Köpfen und den tadellosen Gewändern der antiken Statuen versehen, aber diese erlernten Gliedmaßen so angewandt, daß sie wie „aus einer warmen Harmonie göttlicher Schönheit herausgerissen“ schienen. Er fand, daß die Nachahmung des klassischen Alterthums, wie sie durch Mengs, Angelica Kauffmann und andere in Schwang gekommen, zu einem Zwang geführt habe, von dem sich Carstens und Schick in mühsamem Widerstand erhoben.

Solche Betrachtungen führten ihn auf den Gedanken, das Wesen der Nachahmung zu ergründen, und so entstand die

anonym erschienene Abhandlung: „Ueber die Nachahmung in der Malerei“¹, in welcher der Verfasser, bei aller dankbaren Verehrung für den Weimarer Dichterheros, sich mannhaft „zum Vertheidiger der die altmoderne Kunst verehrenden jungen Künstler“ aufwirft. Er sucht zu erweisen, daß „für die Künstlerexistenz des Lernenden die größten Kunstwerke die gefährlichsten“ seien, weil der Kunstjünger solchermaßen in ausschließliche Nachahmung vertieft, nicht mehr Gott, sondern Phidias und Rafael anbetete. Es sei Beruf desselben, „nicht sowohl die Musterwerke nachzuahmen, als von den alten Meistern belehrt, mit ihnen aus der reinen Quelle der Natur zu schöpfen“, denn den Gemälden einer noch nicht vollständig entwickelten Kunst gegenüber, sehe er, wie die alten Meister gerungen haben, die Natur zu erreichen. Es sei darum der richtigste Takt der Neu-Deutschen gewesen, „daß sie die einfache naive Natur bei Ghirlandajo, Luca Signorelli und Pietro Perugino suchten, welche dieselbe dem Rafael und Michel Angelo, ihren großen Schülern, überliefert hatten; daß sie so, begeistert von der vorrafaelischen Kunst, sich unter Beistand der größten Lehrer emporzuarbeiten und die Natur wieder zu gewinnen strebten.“ (Röm. Studien S. 121—126.)

Passavant war im December 1817 in Rom eingetroffen, und bewegte sich ganz im Bundeskreise der Malerbrüder. „Damals waren,“ so berichtet der spätere Biograph Rafaels in seinen Lebensnachrichten, „die mit so großem Erfolg gekrönten Leistungen der Deutschen in Rom in ihrem Vaterlande fast unbekannt, und oft sehr verkannt geblieben. Sie wünschten deshalb lebhaft, daß ihre Bestrebung zur Kenntniß des deutschen Publikums kommen möchten, was Baron von Rumohr durch eine Schrift zu thun ihnen versprochen, aber nicht ausgeführt hatte. Meine guten Freunde, besonders Cornelius, forderten

¹ Ueber die Nachahmung in der Malerei. (Geschrieben zu Rom im October 1817.) Frankfurt bei Barrentrap 1818.

mich daher dringend auf, diese schriftstellerische Arbeit zu übernehmen, indem ich, selbst Künstler und im vertrautesten Umgang mit ihnen lebend, gewiß auch die Fähigkeiten dazu in mir finden würde. Mein lebhaftes Interesse an dem Umschwunge der deutschen Kunst in Rom überwand endlich mein Bedenken über das Gelingen einer von mir noch nie versuchten Sache."

— Passavants kleines Buch mit dem ausführlichen Titel: „Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toscana; zur Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem die neudeutsche Malerschule zu betrachten ist, von einem deutschen Künstler in Rom" (Heidelberg und Speyer 1820), gibt nicht nur eine treue Uebersicht der Toscanischen Kunst, sondern auch die genaueste und beste Schilderung der neuen deutschen Bewegung bis auf seine Zeit. Es wurde von der Lukasbruderschaft mit ungetheiltem Beifall aufgenommen und hat späteren Kunstforschern als Hauptquelle gedient.

Inzwischen stellten sich auch andere Anwälte der neuen Richtung ein. Friedrich Schlegel erörterte in einer Abhandlung in den Jahrbüchern der Literatur von 1819 die Grundsätze einer richtigen Nachahmung, und sprach sich dabei in ehrender Weise über den augenblicklichen Stand der deutschen Kunst in Rom aus¹. Ebenso urtheilte in seiner Art Joseph Görres, der rheinische Gelehrte und Patriot, dessen flammendes Wort in den Tagen der Befreiungskriege so mächtig gezündet, in seinem schicksalsvollen Buche von 1819: „Deutschland und die Revolution", über das redliche Streben der jungen Deutschen in Rom, die in eine Innung sich brüderlich verbunden, um des Vaterlandes Ehre auszubreiten².

¹ Ueber die deutsche Kunstausstellung in Rom und über den gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst in Rom, im 7. Band der Wiener Jahrbücher der Literatur.

² Görres' Ges. Politische Schriften IV. 146—147. Bürgermeister Overbeck theilt in einem Briefe vom 9. November 1819 dem Sohne diese Stelle als eine Probe des merkwürdigen Buches mit.

Gleichzeitig mit Passavant trat auch Karl Friedrich von Rumohr in die literarische Arena ¹ und holte somit redlich nach, was er angeblich den jungen Künstlern versprochen. Der bekannte geistvolle Schriftsteller und Kenner, ausgezeichnet durch tiefes Kunstgefühl, Scharfsinn und Geschmack, war im Jahre 1816 zum zweiten Mal nach Rom gekommen, das er schon zehn Jahre früher besucht hatte. Er bereiste Italien, um gelehrte Untersuchungen über die mittelalterliche Kunst des Landes zu machen, die er später in seinem Hauptwerk „Italienische Forschungen“ (1827—1831) niedergelegt hat. Zunächst aber bot ihm das 1820 von Schorn gegründete Kunstblatt ein passendes Organ für seine kunsthistorischen Betrachtungen und hier, in den ersten Jahrgängen der Zeitschrift (1820 und 1821), hob er mit Kraft das Verdienst der neu emporblühenden Malerei hervor und verteidigte das Bestreben ihrer vorzüglichen Vertreter Cornelius, Overbeck, Veit und Schnorr, sich der alterthümlichen Einfachheit und strengen Tendenz der vorrafaelischen Kunst anzuschließen ². Er blieb ihnen auch fortan bei aller Selbständigkeit des künstlerischen Denkens ein treuer Gönner.

Früher schon hatte Rumohr Overbecks Gemälde für die Königin von Bayern, welches auf der Münchener Kunstausstellung im Jahre 1814 zu sehen war, sehr günstig kritisiert ³. Er sprach dort von dem Bilde der drei Könige aus dem Morgenlande, das „guten Gemüthern die süßesten und

¹ K. F. von Rumohr, geboren am 6. Januar 1785, gestorben 25. Juli 1843. Er war in der Umgegend von Lübeck begütert, wo er seine frühesten und seine letzten Jahre verbrachte. Italien hat er viermal: 1804—1806, 1816—1822, 1828 und 1837, besucht.

² H. W. Schulz, K. F. von Rumohr, sein Leben und seine Schriften. Leipzig 1844. S. 25. 26.

³ Denkwürdigkeiten der Kunstausstellung des Jahres 1814. (München 1815.) Bei dieser Ausstellung waren Namen vertreten wie: Clemens Zimmermann, Rhomberg, Stieglmaier, Koch (mit fünf Landschaften), K. Fischer, W. Kobell, P. Heß, Suhrlandt, Stieler, Ohlmüller, Quaglio, L. E. Grimm, Lips, Dillis, Wagenbauer u.

reinsten Empfindungen" nahe bringe, „so wie dieselben aus einem ächten und unverhohlenen Herzen in das Kunstwerk eingeflossen" seien. „Glücklich aus der Natur gegriffen ist die zurückverlegte Gruppe zweier Knaben und eines Hirten, die den Advent mit unschuldiger Musik begrüßen, und große Süßigkeit des Ausdrucks erscheint vorzüglich in der Figur des jüngern unter den Königen, sowie auch viel Zartes in die gefeierte Mutter gelegt worden ist. Die Zeichnungsart dieser Bilder ist rein und äußerst fleißig, und da dieselbe die Mitte der ältern florentinischen und niederteutschen Manieren gewonnen hat, kann es nicht fehlen, daß dieselbe, nach den verschiedenen Ansichten, gleich sehr dem Tadel und Beifall ausgestellt ist."

Das reine Gemüth des Künstlers rührte nicht alle Beschauer, und auch die ätzende Schärfe des Tadel's blieb Overbeck nicht verborgen. „In München", schreibt er am Weihnachtsabend 1814 an Sutter, „soll eine Recension meines kleinen Bildes für die Königin erschienen sein, in der man mich gewaltig durchhehelt — fast auf eine hämische Art. Herr vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun."

Doch auch das Schicksal dieses Werkes, das ihm eine Zeitlang Sorge bereitet, hatte sich inzwischen zum Guten gewendet. Irgend ein Versehen oder Mißverständniß muß die pünktliche Ankunft des Bildes, das bereits im Herbst 1813 abgegangen war, bei der königlichen Bestellerin verzögert haben; denn während der Maler im Mai 1814 klagt, daß er gar nichts davon höre, erhielt er im Herbst desselben Jahres ein gnädiges Handschreiben aus Nymphenburg, das ihm mit dem richtigen Empfang des Gemäldes zugleich den Dank und die Anerkennung der hohen Frau kundgibt.

„Nymphenburg den 13. September 1814.

„Das schöne Gemälde ¹ des Herrn Overbeck habe Ich zu seiner Zeit richtig und mit vielem Vergnügen empfangen, auch sogleich

¹ Das Bild kam nach dem Tode der Königin Caroline in den Besitz der Königin von Sachsen und befindet sich seitdem in Dresden.

die Verfügung getroffen, daß demselben 20 Louisd'or angewiesen würden. Zur Auszahlung weiterer 20 Louisd'or habe Ich bereits Befehl gegeben. Indem Ich den Herrn Overbeck hievon benachrichtige, danke Ich demselben verbindlich für dieses gelungene Kunstwerk, und füge die Versicherung derjenigen besondern Werthschätzung bei, womit Ich verbleibe

desselben affectionirte
Caroline."

9. Mit Erfolg gekrönt.

(1816—1818.)

Frescomalerei (Villa Bartholdy. Villa Massimo). Passavant.
Niebuhr. Moirien. Julius Schnorr. Neibeniz, Ramboux
und Gorny. Kronprinz Ludwig und das Künstlerfest
in Rom.

„Wirklich würdest Du Rom nicht mehr kennen, wenn Du es jetzt sähest, denn es hebt sich, wie ein Phönix aus der Asche, verjüngt hervor, und wenn gleich das vollendete Große und Schöne nur erst in der Hoffnung vorhanden ist, so sind doch bereits die sichern Vorboten desselben da.“ So schrieb Overbeck bereits am 26. Mai 1814, kurz nach dem Einzug Pius' VII.

Die Rückkehr des Papstes war für Rom höchst wohlthätig, und die Wirkungen traten mit jedem Jahr sichtbarer zu Tage. Die ewige Stadt gewann in der That ein neues, verjüngtes Ansehen. Pius VII., der sanfte, milde, apostolisch einfache Greis, wandte alle Oberhirtensorge auf, die Kirche in ihrem alten Glanze wiederherzustellen, unterstützt von seinem treuen Consalvi, dem er das Amt des Staatssekretärs übertragen hatte. Die religiösen Orden wurden in ihre früheren Rechte wieder eingesetzt. Verschiedene zeitliche Mißstände wurden beseitigt und zweckmäßige Reformen in der innern Verwaltung des Kirchenstaates eingeführt. Wissenschaft und Kunst erfuhren mannigfache und großmüthige Förderung. Das Werk der Ausgrabungen,

schon in der ersten Regierungsperiode dieses Papstes begonnen, wurde jetzt mit neuem Eifer wieder aufgenommen und mit öffentlichen und privaten Mitteln weitergeführt. Das Colosseum, die Triumphbogen des Constantin und Septimius Severus, die schönen Säulen, welche zum Tempel der Dioscuren gehörten, nebst anderen Resten antiker Herrlichkeit sind unter der Regierung Pius VII. vom Schutte entblößt und freier zugänglich gemacht worden. Die Herzogin Elisabeth von Devonshire, welche mehrere Jahre in Rom weilte, trug die Kosten für die Ausgrabung des Piedestals der Phocas-Säule im Forum. Andere distinguirte Fremde kehrten nach Rom zurück, gleich so manchen wohlhabenden Einheimischen, welche unter der Occupation die Stadt verlassen hatten; und der großmüthige Papst gestattete, ein Muster der Gastfreundschaft, einer ganzen Colonie von Bonaparte's, nach ihrem Fall im Schatten des Vaticans sich anzusiedeln.

Öeffentliche Gebäude wurden verschönert, alte Denkmäler restaurirt, das auf den Familiennamen des Papstes getaufte Chiaramonti-Museum im Vatican eingerichtet und ein neues Museum für Antiken, der Braccio Nuovo, angefügt. Groß war die Freude der Römer, als die berühmten Meisterwerke, Zierden der Gallerien und der Kirchen, aus Paris zurückgebracht wurden. Ein frischer Geisteshauch, ein heiliger Enthusiasmus belebte die Hauptstadt der christlichen Welt, und von diesem Geiste angeweht, sandte Overbeck folgende frohe Schilderung an L. Vogel:

„Rom, am 5. Mai 1816.

„... Es ist Sonntag Nachmittag, indem ich dieses schreibe, und ich bin noch ganz voll von dem, was ich heute Morgens aus dem Vatican heimgebracht habe, aus diesem wahren Feenpalaste, und da scheint es mir ein passendes Stündchen, diese Fülle in Freundes-Brust auszuschütten. Du wirst Dich vielleicht wundern, daß ich Dir vom Vatican erzählen will, der Dir ja so gegenwärtig noch sein muß, als hättest Du ihn heute erst mit

mir zuletzt betreten; allein ich sage Dir und ohne Uebertreibung, Du kennst ihn noch gar nicht; denn was Du gesehen, das war, gegen den jetzigen den eigentlichen Vatican, etwa was ein bis auf Haut und Knochen zusammengefallener starrer Körper gegen einen Leib, der in voller Blüthe der Jugend und in kräftiger Fülle der Gesundheit prangt. Und vornehmlich an Sonn- und Donnerstagen, wo der ganze Vatican seit einigen Tagen nach neuer Einrichtung des Papstes unentgeltlich für jedermann offen steht; doch ich muß Dir meinen ganzen heutigen Gang beschreiben.

„Laß uns denken, wir giengen Arm in Arm jetzt in der hohen, prachtvollen Colonnade, und träten ein in das Haus der Häuser, in jenen Hof, wo schon von weitem die lieblichen Logen-Gemälde entgegenleuchten. Wir gehen durch die Logen des Giovanni da Udine, zuerst, so ist die Ordnung, in das Museum. Schon der Gang der Inschriften ist nicht mehr der alte! Ueberall Torso's und Sarkophage, ausgesuchte Säulen, Capitelte und Cornischen; dann das schon überreiche unabsehbare Museo Chiaramonti, noch mehr bereichert von Bruchstücken aller Art! Sieh, wie es überall wimmelt von Volk, jeder Eingeborne freut sich des National-Eigenthums, jeder Fremde des Welt-Eigenthums, das auch ihm mitzugenießen freundlich vergönnt wird, ohne daß ihn Custodi mit hohlen Händen belästigten, nein! in festlicher Kleidung sind sie nur zugegen, ihm den Genuß zu erleichtern. Keine todte Gypse starren Dich mehr an, nein! der Marmor athmet Dir entgegen; ein jedes scheint Dir zuzujubeln: auch ich habe meinen alten Ehrenplatz wieder! — Ach! und blickst Du hinaus aus diesem Tempel, so scheinen die Berge mitzujauhen und alles grünt und blüht und duftet, als wäre der Himmel zur Erde herabgestiegen!

„Du kennst sie, diese heiteren Gemächer, des Apollo, des Laokoön, den Saal der Musen, die große Rotunde, wo das porphyrene Becken; überall siehst Du zurückgekehrte Meisterwerke! Auch der großen Thüren mußt Du Dich noch erinnern, durch

die man aus diesem letzten Saal hinausgeht, wo eine marmorne Doppeltstiege hinaufführt in den obern Theil zu den vielen Vasen aus den kostbarsten Steinen, von rosso antico, Jaspis &c. Sieh nun hier am Eingange dieses Saales diesen Anblick! Versuch es, ob Dein Auge das Ende dieses unabhsehbaren Ganges erreicht! Alles steht Dir offen! Laß uns weiter gehen! Sieh, erst jetzt, da der ganze Prachtsaal hinter uns liegt, erst jetzt ermißt das Auge die ganze Länge dieser Flucht, und traut sich selber nicht; auch durch den Saal der Candelaber gehn wir hindurch, da dehnt sich vor uns noch der gewaltige Gang der Landkarten — ich weiß nicht, ob Du ihn jemals sahst; sonst war er unwichtig, denn die Wände standen nackt da, und war man am Ende, so mußte man, unbelohnt, die ganze ermüdende Strecke zurückmessen. Jetzt zielt ihn eine Doppel-Reihe von unzähligen Hermen, und bist Du am Ende, so öffnet sich Dir ein Heiligthum, wie die Welt kein zweites aufzuweisen hat: eine Reihe von Zimmern, die für die Rassefischen Tapeten eigens gebaut und eingerichtet und nun mit denselben auf eine Weise bekleidet sind, die diese Wunderwerke erst recht verständlich oder doch genießbar macht; das erste enthält die aus der Apostelgeschichte, die auf glatten Wänden neben einander ausgespannt sind, so daß sie nur durch die aufgezogenen grünen Vorhänge von einander getrennt sind, und die ganzen Wände übrigens bis hinunter auf den Boden genau ausgefüllt sind¹. Ich sage Dir, man hat von diesem Anblicke gar keine Vorstellung, und vergebens würde ich es versuchen es Dir anschaulich zu machen. Das letzte nun dieser Zimmer² gränzt unmittelbar an die Stanze, wo der Burgbrand gemalt ist, auch hier ist alles offen, und höchst überraschend ist diese Verbindung, die nun wieder unmittelbar in das Herrlichste ver-

¹ Die Tapeten erhielten später ihren Platz in dem Corridor zwischen der Gallerie der Candelaber und der der Landkarten.

² Dieß letzte Zimmer birgt jetzt Overbecks Via crucis.

setzt, was je die Frescomalerei geliefert hat. Doch wir sind noch lange nicht zu Ende; denn bist Du nun die ganze Reihe der Rafaelischen Stenzen durchgegangen, so führt Dich eine Seitenthüre im Saal der Constantinschlacht erst noch in die kleine Capelle des Fra Angelico da Fiesole, von da kommt man wiederum in die Rafaelischen Logen, und steigst Du nun wiederum hinab, so schließt den Zauberkreis, gleichsam als letztes schönstes Glied der Kette, die Sala Borgia, in der die zurückgekehrten Bilder aufgestellt sind, die Madonna von Foligno, die Transfiguration, die Krönung der Maria, ein Jugendgemälde Rafaele's u. Diese Dir einzeln zu beschreiben verspare ich auf ein andres Mal, für heute nimm mit diesem Ueberblick des Ganzen fürlieb.

Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.

(Mortimer in Maria Stuart.)

„Von neuen Einrichtungen vergaß ich noch Dir zu sagen, daß in den Logen jetzt große Glasfenster gemacht sind, nach dem Sprichwort: ‚wenn die Ruh gestohlen ist, so schließt man den Stall.‘ Auch stören diese Fenster von unten sehr den Eindruck der Architektur, der wie Du weißt so grandios und heiter zugleich war. Am Eingange der Logen ist auf einer Säule Rafaele's Marmor-Büste aufgestellt, ich glaube ein Geschenk von Canova, doch nicht von ihm gearbeitet und sehr mißlungen. Der alte Pietro in den Stenzen ist vor einiger Zeit gestorben.

„Eine andre bedeutende Verschönerung Rom's ist die Erweiterung des Spazierganges auf Trinità de' Monti, der zu Deiner Zeit sich nur bis an die Villa Medicis erstreckte, nun aber von da geradeaus fortgesetzt ist über den ganzen Monte Pincio bis zur Porta del Popolo hinunter; eine Anlage, die zuerst von den Franzosen unternommen ward, aber unter ihnen nur bis zu einer gänzlichen Umwühlung des Bodens gedieh, dann aber vom Papste fort und durchgeführt ward, bis nun

seit kurzem eine geordnete von breiten Wegen durchschnittene Baumpflanzung daraus entstanden ist, die nach dem Zeugniß aller Reisenden zu dem Schönsten gehört, was es in der Welt giebt. Dort ist jetzt unser täglicher Spaziergang am Abend, wo sich die löbliche Tedescheria zusammenfindet.

„Was nun sonst noch Neues in Rom entstanden ist, als: der große Platz um die Colonna Trajana, die für den Kaiser eingerichteten kostbaren Zimmer auf dem Quirinal mit den schönen alten Bildern daselbst 2c., das übergehe ich für heute, um auf Deine deutschen Freunde in Rom zu kommen, deren Thun und Lassen Dich gewiß vorzüglich interessiren wird.

„So melde ich Dir denn vor Allem, und zwar mit rechtem Jubel, daß der hiesige preußische General-Consul Hr. Bartholdy den höchst lobenswerthen Entschluß gefaßt hat, ein Zimmer in seiner Wohnung von preußischen Künstlern in Fresco ausmalen zu lassen, und dazu unsre Brüder Cornelius und Schadow erwählt hat, die denn schon mit großem Eifer an den Cartons dazu beschäftigt sind. Nicht wahr, dazu wirst Du große Augen machen? Ja wohl, mein Bester, freue Dich von Herzen mit uns und bitte Gott um Gelingen dieses ersten Versuches, der gewiß entscheidende Folgen für das zukünftige Schicksal unsrer Brüder, und dadurch mittelbar für das Emporkommen unsrer Kunst, haben wird. Das Haus, das zu dieser Bartholdina bestimmt ist, ist das Eckhaus auf Trinità de' Monti, das Dey'sche Haus¹; die Gegenstände sind Geschichten aus dem Leben Joseph's. Cornelius wird die Auslegung der Träume Pharaos malen, und wie er den Ismaeliten verkauft wird. Schadow — wie das blutige Kleid dem Vater gebracht wird, und wie sich Joseph seinen Brüdern zu erkennen giebt. Außerdem wird noch der jüngere Veit, der gegenwärtig auch in Rom ist, hülfreiche Hand dazu bieten, um das Werk, das nach dem Accord schon Ende Octobers fertig sein soll, zu

¹ Früher Casa Zuccari genannt.

beschleunigen, und die Keuschheit Josephs auf einer kleineren Wand malen. Auch Catel war bestimmt mitzumalen, ein Paar Landschaften, aber es scheint daß er sich zurückziehen will, da die Sachen allerdings nur gering bezahlt werden.

„Von dem obenerwähnten jüngern Veit, der auch mein Hausgenosse ist, muß ich Dir noch sagen, daß dieser ein sehr talentvoller tüchtiger Mensch ist und dabei höchst liebenswürdig und gründlich fromm. Er ist übrigens sowohl in der Kunst, als im Uebrigen, gerade das Gegentheil von seinem Bruder; so furchtsam dieser zu Werk geht, so herzhast greift es der jüngere an, und er hat hier schon in wenigen Monaten Proben von großem Talent gegeben. Meister Koch, der wie Du weißt nun wieder bei uns ist und ein schönes Bild nach dem andern malt, versichert, daß dieser Veit in Wien ein Portrait einer Gräfin Zichy¹ gemalt habe, das den alten Meisterwerken, besonders in Rücksicht der Farbe, an die Seite zu setzen sei.“

„Am 17. Mai.

„Die Absendung dieses Briefes hat sich verspätet, und so wirst Du vielleicht bei Empfang desselben schon im Besitz des Bildes sein; wenigstens ist es in diesem Augenblick schon abgeliefert, und zwar einem Reisenden, Hofrath Wilken von Heidelberg, der morgen abreist und sehr schnell in Bern zu sein denkt, von wo aus er mir versprochen hat, es Dir durch die Post zu übersenden.

„Indessen hat es das Schicksal so gefügt, daß auch ich, unverdienterweise, zu der großen Frescoarbeit hin gezogen worden, an Catel's statt, der zu viel andre einträglichere Arbeiten im Genrefach hat, um sich mit solchen Sachen abzugeben. Daß ich mit beiden Händen und mit großem Jubel zugegriffen habe, kannst Du denken. Anfangs Juni denk ich Hand an's Werk zu legen, und zwar zuerst an eine allegorische Darstellung der

¹ Gräfin Julie Zichy, eine durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und Seelengüte ausgezeichnete Dame († Herbst 1816).

theuren Zeit, die in ein Halbrund kommt, der guten Zeit gegenüber, die Cornelius malen wird. Hernach habe ich noch ein großes Bild zu malen, den Verkauf Josephs an die Ismaeliter. Die Figuren werden in beiden über lebensgroß. Ein Wagstück — nicht wahr? indessen bin ich Gottlob! voll Muth, überzeugt daß der mich an diesen Platz gestellt hat, zu dem ich mich durchaus nicht gedrängt habe, der wird mir auch das nöthige Gelingen schenken."

Philipp Veit, der jüngere Bruder von Johannes Veit, war im November 1815 in Rom angekommen. Er hatte als freiwilliger Jäger mit seinen Freunden Jos. von Eichendorff und Fr. von Fouqué am Befreiungskriege theilgenommen, hatte, ein Liebling seiner Waffengefährten, den Zug der Allirten bis nach Paris mitgemacht, und war, „wegen seines ausgezeichneten Betragens“ zum Lieutenant avancirt, im Juni 1814 in die deutsche Heimath zurückgekehrt mit einem Abschied von seinem Commandeur v. Löbell, welcher offiziell bezeugt, daß Veit „allen vorgefallenen Schlachten und Gefechten, bei welchen das Regiment zugegen war, beigewohnt und sich jederzeit durch ein höchst rühmliches Betragen vor dem Feinde ausgezeichnet habe“. Es läßt sich denken, mit welchem freudigen Willkomm der junge Kriegsheld, eine herzhafte, offene, liebenswürdige Künstlernatur, im Kreise der patriotisch erregten deutschen Kunstgenossen aufgenommen wurde, als er in der ewigen Stadt eintraf, um nun gleich seinem Bruder, und unmittelbar neben ihm, seinen Malersitz daselbst aufzuschlagen und, höher begabt als dieser, mit den neugewonnenen Freunden Cornelius, Overbeck und Schadow brüderlich zu wetteifern um die Palme der heiligen Kunst.

Er war zur guten Stunde gekommen; der neue Auftrag setzte die deutsche Malercolonie in frohe Bewegung.

Jakob Salomon-Bartholby war von jüdischer Abkunft; den Namen Bartholby hatte er, als er sich taufen ließ, erst angenommen. Mit den beiden Veit verbanden ihn verwandtschaftliche Beziehungen, da sein Schwager Abraham Mendelssohn

mütterlicherseits deren Oheim war. Er stand in seinem 37. Lebensjahr, als er in der Eigenschaft eines preussischen Generalconsuls (1815) nach Rom kam, und galt für einen klugen Geschäftsmann von vielseitiger Bildung, die er auf Reisen erweitert hatte. Obgleich preussischer Unterthan, hatte er in der Wiener Landwehr den österreichischen Feldzug von 1809 mitgemacht und eine populäre Schrift über die Volkshelden von Tyrol geschrieben. Dem Bekenntniß nach Protestant, wurde er gleichwohl der Biograph seines wohlwollenden Gönners Card. Consalvi. Er besaß Kunstsinne und Geschmaek, und sein Wunsch, ein Zimmer seines Hauses auf dem Pincio mit Arabesken zu schmücken, führte zu dem von Cornelius und seinen Genossen freiwillig erweiterten Auftrage, von welchem Overbeck in seinem Briefe so fröhlich berichtet. Indem Bartholdy den jungen Deutschen Gelegenheit bot, in der Frescomalerei sich zu versuchen, hat er der neuern Kunst einen Dienst erwiesen, dessen Tragweite er wohl selbst nicht ahnte.

Overbeck trug sich, wie wir wissen, mit dem Plane eines großen Illustrationswerkes, einer Bilderbibel für das Volk; es sollte die erste gemeinsame Arbeit der Brüder sein. Der Plan mußte jetzt zurückgestellt werden zu Gunsten dieser erwünschten und ersehnten Gelegenheit, die Frescomalerei wieder ins Leben zu rufen. Graf Stolbergs lehrreiche Geschichte der Religion Jesu Christi hatte den empfänglichen jungen Männern die wechselreichen Scenen des alten Testaments in ein klares und anziehendes Licht gerückt; und die Wahl des Lebens Josephs als Gegenstand der Frescobilder mag wohl dem Studium dieses Werkes entsprungen sein, welches für Overbeck, wenn nicht für alle Brüder, von großer praktischer und selbst künstlerischer Bedeutung sich erwiesen.

Es war den jungen Männern zur Ueberzeugung geworden, daß die Wiedereinführung der Frescomalerei eine Bedingung des künstlerischen Aufschwungs, eine Wohlthat für das öffentliche Leben, ein neues volksthümliches Bildungs- und Erweckungs-

mittel sein würde; daß sie so recht geeignet wäre, alle Elemente der Kunst auf's freieste und größte in sich aufzunehmen, und speciell der deutschen Kunst „ein Fundament zu einer neuen großen, dem Zeitalter und dem Geist der Nation angemessenen Richtung zu geben.“ Wäre hier einmal wieder ein Anfang gegeben, so würden in Kurzem Kräfte sich entfalten, die bis dahin gebunden gewesen, und Schulen entstehen im alten Geist, die ihre wahrhaft hohe Kunst in's volle Menschenleben ergössen, es schmückend und erhöhend, „so daß von den Wänden der hohen Dome, der stillen Kapellen und einsamen Klöster, der Rathshäuser und Hallen herab alte befreundete Gestalten in neu erstandener frischer Lebensfülle, in holdher Farbensprache auch unserem Geschlechte sagten, daß der alte Glaube, die alte Liebe, und mit ihnen die alte Kraft der Väter wieder erwacht sei.“¹

Cornelius, Overbeck, Schadow und Veit ergriffen darum mit Freuden das Anerbieten Bartholdy's, das ihnen eine erste Gelegenheit gab, ihre Principien an einer monumentalen Aufgabe zur Anschauung zu bringen. Es handelte sich für sie hierbei gar nicht um eine Frage des Gelderwerbs, sondern einzig darum, den dargebotenen Raum und die eigenen Fähigkeiten auf's beste auszunützen in der Herstellung einer zusammenhängenden Reihe von Wandgemälden, welche an dem Ort ihrer Entstehung dauernd bleiben sollten. Sie verhehlten sich keineswegs die Schwierigkeiten, welche ihnen ihre Unerfahrenheit in der technischen Behandlung bereiten würde, in einer Malweise, die fast neu erfunden werden mußte; aber mit dem Muth der Jugend vertrauten sie auf ihren guten Stern und zweifelten nicht, daß Hingebung und Ausdauer, die Energie der Begeist-

¹ Worte des Cornelius in dem berühmten Brief vom 3. November 1814 an Görres in Coblenz, worin er am Schlusse bemerkt, daß er nicht in seinem, sondern „im Namen vieler reichbegabter, edler und bewährter Menschen“ also spreche. Vgl. Ges. Briefe von J. v. Görres II. 437. 439.

rung zuletzt jedes Hinderniß überwinden und erfolgreiche Resultate zu Tage fördern werde¹.

Federigo Zuccaro, der die Kuppel des Doms in Florenz gemalt, hatte das Erdgeschloß, den ersten Stock und die Treppe des Hauses, in welchem sie arbeiten sollten, mit Wandmalereien geschmückt. Diese waren jedoch ärmlich im Vergleich mit den meisterlichen Compositionen, welche im Beginn des 19. Jahrhunderts der Monumentalmalerei ein neues Leben einzuhauchen bestimmt waren. Die Malweise, welche unter Giotto zu frischer Blüthe gelangt war und ihre höchste technische Vervollkommenung in den mythologischen Darstellungen des Hannibal Caracci erreichte, war mit Mengs gleichsam abgestorben und in Vergessenheit gerathen. Carstens, der Vorläufer auf so manchen Pfaden der neuen Schule, hatte nur vereinzelte Versuche mit Leinwandfarben oder auf trockenem Bewurfe (*fresco secco*) gemacht; und einige Erfahrung ähnlicher Art besaß Cornelius von einem Auftrag in Frankfurt her, wo er im Schmidt'schen (jetzt Mumm'schen) Hause ein Zimmer mit Temperabilbern, aber auf Leinwand auszumalen hatte.

Freundliche Erinnerungen an die Vertlichkeit erhöhten den Reiz des neuen Auftrags. Unter dem Dache des Hauses, das sie auszuschmücken berufen waren, hatten die jungen Künstler schon Stunden gastlicher Erholung und Geselligkeit verbracht. Der unternehmende Buch- und Kunsthändler Fr. Wenner aus Frankfurt a. M. war im Juli 1814 mit seiner Frau nach Rom gekommen und hatte für die Dauer seines dreivierteljährigen Aufenthalts in der Casa Zuccari Wohnung genommen. Es war ein feingebildetes Paar, das, für alles Schöne empfänglich und gastfrei, in Rom wie in Frankfurt ein geselliges Haus machte, in dem die deutschen Künstler gern gesehen waren, besonders aber Cornelius und Overbeck mit ihren Freunden

¹ Ueber die Technik der Frescomalerei s. Franz Trautmann, Kunst und Kunstgewerbe. Nördlingen 1869. S. 93.

viel Güte, Freundschaft und Ermunterung erfuhren. So meldet in glückseliger Stimmung Overbeck seinem Vogel am 15. Februar 1815: „Denk Dir, mein Lieber! ich werde wahrscheinlich die beiden Bräute malen, die ich einst, wie Du Dich erinnern wirst, für unsern seligen Bruder Psorr gezeichnet habe. Ein gewisser Hr. Wenner aus Frankfurt a. M., der mit seiner sehr liebenswürdigen Frau sich gegenwärtig hier aufhält, der nemliche bei dem der Faust von Cornelius, von Rucheweyh gestochen, herauskommt, hat mir dieses Bild sammt einem gleich großen Gegenstücke bestellt. Ich bin ganz selig darüber, daß ich endlich einmal etwas Großes zu malen bekomme, und wie sehr mir der Gegenstand an's Herz gewachsen ist, weißt Du. Ueber das Gegenstück ist noch nichts bestimmt; ich denke aber darin die himmlische Liebe vorzustellen als Gegensatz der irdischen, die in jenem andern vorgestellt ist; vielleicht wähle ich die Vermählung der hl. Caterina mit dem Kristkindlein oder wie der Engel der hl. Cäcilia und ihrem Bräutigam Kränze bringt, sie als himmlische Verlobte zu schmücken.“ — Dieses Gegenstück kam nicht zur Ausführung, und auch die Vollendung der „beiden Bräute“ mußte, Angesichts der großen Frescoarbeit, einer spätern Zeit vorbehalten bleiben.

Die hübsche alte Casa Zuccari, in welcher Wenner eine Reihe Gemächer bewohnte, liegt am Ende der Via Sistina, wo sie an die Piazza della Trinità de' Monti stößt, und war im 16. Jahrhundert von den Künstlern Taddeo und Federico Zuccaro erbaut worden. Nach Wenners Abreise hatte der Generalconsul Bartholdy seinen Wohnsitz in dem Hause aufgeschlagen, und die von den Wänden des Erdgeschosses und der Treppe redende Tradition des Hauses scheint auf ihn gewirkt zu haben, als er sich entschloß, das Eckzimmer im dritten Stockwerk al fresco auszumalen zu lassen.

Ein rührig frohes Leben begann von da im Kreise der Lukasbrüder, über deren fortschreitende Arbeit uns Overbecks Briefe erwünschten Aufschluß geben.

Dverbeck an Vogel.

„Rom, am 2. Juli 1816.“

„. . . Was nun unsre Fresco-malerei anlangt, so haben wir zwar noch nicht angefangen zu malen, allein Cornelius hat bereits seinen ersten Carton beendigt, und ich bin nahe dran, den meinigen¹ zu beendigen. Weit hat schon eine Probe im Fresco-malen auf einer Schieferplatte gemacht, da er mit seinem einfacheren Gegenstand zuerst fertig war². Unterdessen arbeiten die Maurer schon an der Vorrichtung der Wände; blecherne Paletten sind bereits angeschafft, an Pinseln wird gearbeitet, Farben werden eingekauft; und in Kurzem werden wir auf unsern Gerüsten sitzen und in Gottes Namen drauf los malen. Wir sind alle darüber sehr glücklich. Shadow kränkt leider wieder, und weil er dadurch hinter uns zurückbleibt, wird er oft von Schwermuth angefochten. Mir fehlt nichts, als daß ich über meine Lieben in der Ferne beruhigt werde, um ganz glücklich zu sein.“

Er hatte zufällig aus einer Zeitungsnachricht erfahren, daß sein geliebter Bruder Hans seine junge Frau in Hamburg durch einen Unfall plötzlich verloren habe; ein unglücklicher Sturz aus dem Wagen hinter scheugewordenen Pferden kostete ihr auf einer Spazierfahrt das Leben. Der noch nicht völlig geordnete Zustand Europas und der Umstand, daß die Eltern ihre Briefe an den Sohn nicht selten durch reisende Künstler beförderten, welche sich unterwegs oft länger aufhielten, trugen Schuld, daß die Nachrichten aus der Heimath verspätet ein-

¹ Den Carton der „sieben magern Jahre“.

² J. M. Raich bemerkt: „Philipp Weit war es, der durch einen damals noch lebenden Arbeiter, dessen sich Mengs für seine Fresken bedient hatte, ein Stück Mauer zurechten ließ und in Gegenwart von Dverbeck und Cornelius auf die Aufforderung des letztern: „Nun, Philipp, mache du die erste Probe!“ seine Kunst versuchte und den ersten wohl gelungenen Kopf *al fresco* malte.“ — Dorothea von Schlegel und deren Söhne (1881). II. 355.

trafen und der Maler, ein ebenso liebevoller Bruder als Sohn, in monatelanger Ungewißheit schwebte.

Diese Unruhe abgerechnet, fühlte er sich jetzt ganz in seinem Element, ein beatissimo, wie es in einem Briefe seines Vaters heißt, der den neuen Auftrag des Sohnes mit nicht minderer Theilnahme begrüßte; denn obgleich dieser nur das armselige Honorar von 19 Scudi per Monat zu erwarten hatte, so erschien ihm doch die Sache selbst wichtig und folgenreich¹.

Welch frohmuthige Stimmung klingt aus den fortlaufenden Berichten an den Züricher Freund!

O verbeck an L. Vogel.

„Am 7. September 1816.

„. . . Von unsrer Frescomalerei, die uns nun ganz und gar beschäftigt hält, möcht ich Dir so gerne recht viel schreiben, aber ich kann heute unmöglich . . . Nur so viel, daß wir oft, trotz aller Plage dabei und allen Jammers, der wahrlich nicht geringe ist, doch wie die Könige glücklich sind. Ph. Weit hat sein Bild schon beisammen, und jeder staunt darüber, daß er das erstemal so viel geleistet. Der arme Cornelius, er der es am meisten bedürfte, rasch vorwärts zu gehen, ist schon mehreremale durch Krankheit abgehalten worden. Bartholdy ist äußerst glücklich über die Arbeit und nimmt rechten Antheil daran, das macht uns recht Muth, wenn oft das gänzliche Mislingen uns annihilirt. Ja glaube mir mein Lieber! es ist ein verzweifelttes Ding, so ein ganzes Zimmer auszumalen auf eine Weise, die man nie zuvor weder selbst getrieben, noch

¹ Dem Vater war es zugleich erfreulich, bestimmt zu wissen, wo er seinen Sohn täglich in Gedanken auffuchen und ihm „einen Geisterbesuch erstatten“ könne. „Fühlst Du dann zu Zeiten ein leises Wehen um Wang' und Hand,

Das ist des Vaters treuer Geist,
Der Freud' und Frieden Dir verheißt.“

Aus Lübeck, 26. August 1816.

auch von andern hat treiben sehn. Da zeigt sich's was einer kann, und was einer nicht kann. Täglich sagen wir es uns gegenseitig, daß wir rechte Lumpenkerle sind; wie wir denn nicht ermangeln uns immer recht herunter zu reißen. Und kommt man nun einmal in den Vatican oder die Farnesina, da möchte man auf die Kniee sinken vor Ehrfurcht. Nun, die ersten Sachen werden auch nicht gleich so gewesen sein. Uebrigens bauen wir täglich neue Lustschlösser von auszumalenden Kirchen, Klöstern und Pallästen — in Deutschland; und kommen wir einmal zurück, so malen wir Euch Alles in Fresco aus!"

Vierzehn Tage später:

„Rom, am 22sten September 1816.

„Wir sind nun recht tief in unserer Fresco-Malerei, so recht mitten drin, und übergücklich dabei, wie Du es Dir vorstellen magst. Hätten wir Dich nur einmal bei uns, was das für ein Leben ist, wenn es so recht vorwärts geht mit den großen Gestalten; denn da gilt kein Säumen.

„Anfangs hatten wir mit der großen Hitze sehr zu kämpfen, die uns kaum drei Stunden Zeit ließ; so daß wir bald anfangen uns zweimal am Tage frischen Bewurf auftragen zu lassen, was wir noch bis jetzt, wiewohl unter weniger Schweißvergießen, doch mit nicht geringerem Kraftaufwand fortsetzen. Wie sonderbar es einem im Anfang ist, wenn man so den nassen Kalkbewurf vor sich hat, da hast Du keine Vorstellung davon; beim allerersten Versuch, den ich in meinem Leben im Delmalen gemacht, bin ich nicht so verlegen gewesen als bei den ersten Fresco-versuchen, auch brauchte es Zeit bis wir einigermaßen dahinter kamen. Doch je mehr wir die eigenthümliche Behandlung inne bekommen, desto mehr wächst unsre Freude daran, und jetzt denken wir schon mit Schmerzen an die Zeit, wo es ein Ende nehmen wird. Doch hoffen wir, daß es nicht ohne Folgen bleiben wird, da Bartholdy ganz ungemessenes Interesse an der Sache nimmt, und schon jetzt, da kaum einige Figuren dastehen (denn es kostet freilich ungleich mehr

Zeit als wir glaubten, worüber sich auch Bartholdy zufrieden giebt, in so fern die Differenz in den Kosten nicht allzu groß wird), uns fast alle vornehme Fremde, die hierher kommen, zuschickt oder selbst bringt. Wie wir hören, so soll schon jetzt in einigen deutschen Blättern davon posaunt werden (recht modern-deutsch!).“ —

Wiederum zwei Wochen später bemerkt er, in einem Brief an denselben Freund, unterm 6. October: „... Ich schreibe diese Zeilen am ersten October-Sonntag, einem der schönsten Tage, die ich noch in Rom erlebt habe. Heute Mittag essen wir sämtliche Frescanten bei unserm Mäcen Bartholdy in der Villa Viscardi vor Porta Salara, per far una vignata. Unfre Arbeit rückt denn jetzt etwas vorwärts, allein gegen den Contract, welcher lautete, daß wir Ende Octobers das ganze Zimmer sollten fertig haben, sind wir freilich noch weit zurück, indem wir noch nicht jeder ein Bild fertig haben; unser Padrone aber ist so liberal, daß er sich nicht so an den Contract hält und uns noch mehrere Monate Zeit gönnt, auch noch eine Zulage an Geld macht. In dieser Woche hoffen Cornelius und ich unfre ersten Bilder zu beendigen.“

Es ist nur eine Sache der Billigkeit, wenn wir zur allseitigen Beleuchtung neben den Malern auch den Besteller der Arbeit zu Worte kommen lassen. Bartholdy schreibt an seinen Schwager Abraham Mendelssohn¹ in Berlin:

„6. Februar 1817.“

„Du willst etwas Näheres von meinen Fresco-Gemälden wissen? Vorläufig Folgendes: Als ich hierher kam, fand ich viele deutsche und preußische Künstler von entschiedenen Anlagen und Talenten, jedoch ohne Gelegenheit sie auszuüben; keine Arbeit, keine Bestellung, als miserable Buchhändler-Zeichnungen und hin und wieder ein Portrait, oder bei denen, die

¹ Vgl. Die Familie Mendelssohn von Seb. Hensel. Berlin 1879. I. 111.

es drängte, zu schaffen, eine kleine halbvollendete Composition oder Gemälde in Del. Hieraus entstand nicht nur das Uebel, daß man jene Künstler nicht kannte, sondern auch das vielleicht größere, daß sie sich selbst nicht kannten, welches bei einer gewissen Schwärmerei und Einbildungskraft oft die Wirkung hervorbrachte, daß sie sich selbst überschätzten. Mich jammerte dieser Zustand, indem ich zugleich die Hilflosigkeit und Unbehülfslichkeit dieser Leute einsah. Auf offiziellem Wege war nichts zu thun, mein Einfluß, etwas der Art zu bewirken, unzureichend. Auch hätte ich nicht gewußt, was zu fordern und wie mich bei der Barbarei, die für die Künste zu Berlin herrscht, verständlich zu machen. Also mußte ich mich selbst Aufopferungen unterziehen und auch wohl Kränkungen, die bei keinem Unternehmen was mehr oder weniger ins Ganze greift zu vermeiden sind, gewärtigen — und dazu habe ich mich denn mit Freude und Muth entschlossen, sowie mich mein Vaterland immer bereit finden soll, wenn ich ihm nützlich sein zu können glaube.

„Die Frescomalerei war die schicklichste, alle Zwecke zu vereinen: 1) Ein bleibendes Denkmal der Arbeit, wenn sie geriethe und zwar zu Rom, dem Mittelpunkt der Künstlerwelt, wo die Wahrheit, ob etwas mittelmäßig, trefflich oder schlecht, sich bald entdeckt; 2) das Mittel für die Künstler, sich selbst kennen zu lernen, und zwar in einem Genre von Arbeit, die eine gewisse Schnelligkeit erfordert und nicht ewiges Retouchiren in Denken und Grübeln zuläßt; 3) Größe der Figuren und Gemälde, die Fehler und Schönheiten aufdeckt; 4) Zusammenarbeiten von mehreren jungen Künstlern, wo einer bei dem andern wenigstens keine ganz palpablen Schnitzer durchlassen wird und die Emulation sie anspornt; 5) endlich Brod, um ein Jahr lang ihrem Fache zu leben.

„Das Lokal ist schön, helle, heiter, mit einer großen Aussicht über Rom. Weder in den Sujets, noch in irgend etwas, was die Kunst betrifft, habe ich meine Künstler genirt, beim Vor-

legen der Skizzen jedoch habe ich ihnen meine Kritiken freimüthig gesagt, von denen die meisten angenommen worden sind. — Mein Contract für die auszumalende Wohnung läuft noch 4 Jahre. Nachher, sollten auch meine Verhältnisse in Italien noch dieselben sein, werden die nicht billigen Wirthsleute mich vermuthlich so steigern, daß ich nicht werde bleiben können. Auf die Cartons habe ich renoncirt. Die Copien im Kleinen schicke ich Sr. Majestät. So habe ich den Künstlern und denen, die um die Sache wissen, gezeigt, daß keine Art Interesse mich leitet. Der Eitelkeit wird man mich auch nicht beschuldigen, denn ich ziehe mich zurück, so gut ich kann, und werde hierin der Undankbarkeit nicht entgehen. Gott weiß es, daß diese Ausgabe mich drückt, und daß ich bei so vielen andern, die meine Lage nothwendig macht, und bei meiner Unfähigkeit zur Oekonomie manche Nacht nicht gut schlase, aus Sorge wie ich das viele Geld, was ich verbrauche, zusammen schwindeln soll; aber die wahrhaft reichen Leute thun ja nichts, oder thun es ungetheilt und für sich."

Inzwischen war es Frühling geworden, der die jungen Maler noch in voller Arbeit fand.

O verbeck an L. Vogel.

„Am 11ten April.

„Mit unsern Frescos bei Bartholdy gehts nun wieder recht vorwärts; Cornelius ausgenommen, der mit seinem Carton länger beschäftigt ist, weil er für den preußischen Hof bestimmt ist, sind wir alle so recht mitten drin: der jüngere Beit an den 7 Jahren des Ueberflusses, Schadow am Joseph im Kerker, und ich am Verkauf Josephs; und da Du [wie Du] mir sagst selbst Versuche im Frescomalen gemacht, so kannst Du Dir vorstellen, wie es da hergeht; doch darf ich sagen, daß es bereits merklich besser geht wie im Anfang, wozu denn auch die günstigere Jahreszeit nicht wenig beiträgt. Besonders aber macht Beit Riesenschritte und nicht selten unsern Neid rege, den nur

die vollste Liebe, die man ihm nicht versagen kann, zu besiegen vermag. Doch über ihn noch ein Paar Worte, sowie über seinen Bruder. Wir sämmtlichen hier anwesenden Brüder haben es nämlich für unsre Pflicht gehalten, nach der Aufforderung Sutters, der so wie wir Andere überrascht war durch die Arbeiten dieser beiden Brüder, sie in unsern Bund zu ziehen, dem sie dann auch vor einiger Zeit mit Freude beigetreten sind.“¹

Am 25. Juli 1817 endlich meldet er dem Züricher Freunde und Bruder freudigen Herzens die Beendigung seines zweiten Mauergemäldes, welche einen Abschnitt in seinen Arbeiten machte, „wie er nur selten vorkommt“. Er gönnte sich denn auch eine Erholung von vierzehn Tagen, die er in Frascati als Gast der Familie Bunsen verbrachte.

Franz Catel aus Berlin, der ohne Zweifel einer von den Künstlern gewesen, von welchen Bartholby sagt, daß sie Illustrationen für Taschenbücher lieferten, ein Altersgenosse Overbecks (1789—1857), war mit seinem Bruder Ludwig, dem Architekten, schon im Jahre 1811 nach Rom gekommen. Am 14. November desselben Jahres, zur Zeit, als Overbeck in großer Sorge über das Ausbleiben der aus Neapel zurück erwarteten Freunde Psorr und Vogel schwebte, besuchte ihn der Landschaftsmaler und machte ihm alsbald einige technische Bemerkungen über seinen Einzug Christi, namentlich fand er Mangel an Luftperspektive in der Landschaft, der Stadt mit dem herausströmenden Volk und an dem Volk, das vom Berge herab nachfolgt. Noch am Abend erwiederte ihm Overbeck ganz erfreut seinen Besuch und lernte seinen Bruder und dessen Frau kennen. „Wir tranken auf deutsche Weise Thee, wobei ich mich recht nach Deutschland versetzt fühlte“ — heißt es in Overbecks Tagebuch.

¹ Die Aufnahmsurkunde ist ausgestellt unter dem 9. December 1816 und mit Motto's unterzeichnet von Overbeck, Sutter, Cornelius, W. Schadow. S. Raich, Dorothea v. Schlegel und deren Söhne. II. 394—395.

Die beiden Catel kamen von da an in ein freundschaftliches Verhältniß zu den Lukasbrüdern. Der Landschaftsmaler gab ihnen Unterricht in der Perspektive¹, und sein bedeutendes technisches Verständniß war Overbeck, der seine Arbeiten bereitwillig seiner Kritik unterbreitete, von großem Nutzen. Der Architekt kehrte 1812 nach Deutschland zurück, wo er schon 1819 starb. Sein Bruder dagegen verblieb eine lange Reihe von Jahren in Italien, und entfaltete eine reiche künstlerische Fruchtbarkeit, die sich nicht bloß auf das Landschaftsfach, sondern auch auf figürliche Darstellungen erstreckte². Er hatte nach einiger Ueberlegung doch eingewilligt, an den Fresken sich zu betheiligen, und malte über den beiden Eingängen des Zimmers symbolische Landschaften: die eine zeigt Obelisken und Pyramiden, die andere ein imaginäres ägyptisches Gefängniß. Es war noch nicht das Zeitalter der buchstäblichen Wahrheit in Costüm und Scenerie; da indeß in dem Cyklus der Compositionen die gesamte Darstellung von Figuren und Beiwerk italienisch ist, so hatten die beiden Gegenstände den Zweck zu zeigen, daß der Schauplatz der Geschichte ägyptisch ist.

Die beiden Haupträume des Zimmers an der Ost- und Westwand sind von Cornelius mit zwei wichtigen Ereignissen in Josephs Leben bedeckt: der Traumdeutung vor Pharao und der Wiedererkennung Josephs und seiner Brüder. In der letztern Composition ist Bartholdy in der Gestalt eines theilnehmenden Zuschauers angebracht; er hat hübsche wohlgeschnittene jüdische

¹ Am 16. December 1811, dem Tage, an dem Overbeck durch die Bestellung eines Bildes für die Königin Caroline von Bayern beglückt worden, bemerkt er in seinem Tagebuch noch: „Abends begann unser perspectivischer Unterricht beim Hrn. Catel.“ — Vgl. auch Dorothea v. Schlegel. II. 57.

² Die neue Pinakothek in München besitzt acht Bilder von Catel, sieben italienische Landschaften und ein originelles historisches Genrebild, Kronprinz Ludwig von Bayern in der spanischen Weinschenke an der Ripa grande.

Züge und ist mit einer Tunica mit langen engen grünen Ärmeln, einem weißen Kragen und violetten pelzverbrämten Mantel bekleidet.

Schadow, dessen Fresken in Behandlung und Ausführung die schwächsten sind, übernahm „Josephs bunten blutgetränkten Rock“ und die Scene im Gefängniß. Philipp Veit führte das räumlich kleinste Fresco aus: Josephs Versuchung durch Putiphars Weib.

Die Decke des Zimmers ist flach gewölbt, was an der Ost- und Westwand Raum für die beiden Lünetten bietet. Diese von Blumengewinden eingerahmten Lünetten enthalten die sinnbildlichen Darstellungen der sieben fetten Jahre von Weiz und der sieben mageren Jahre von Overbeck.

Das letztgenannte Lünettenbild, an der Westwand über Cornelius' Wiedererkennungsscene angebracht, ist eines der schönsten und merkwürdigsten Werke Overbecks. Zeichnung und Composition voll Naturwahrheit und tragisch erschütternder Bewegung. Es ist auch gut und kräftig gemalt. Das Bild enthält sieben Figuren, die das Motiv des Hungers in allen Stadien des fürchterlichen Ringens versinnlichen: Eine Mutter mit welker Brust und knochendürren Händen hält den Säugling in den Armen; ein älterer Sohn lehnt sich, dem Verschmachten nahe, an sie an, in Ausdruck und Haltung höchst ergreifend. Zwei andere Kinder wimmern verlangend um Nahrung; zwei größere Knaben ringen um ein Stück Brod; ein dritter nagt an dürrer Rinde. Ein todtcs Pferd und ein vor Hunger heulender Wolf vollenden das Gemälde.

In der Darstellung dieser düstern Scene war Overbeck nicht lediglich auf seine Phantasie angewiesen, er hatte die traurige Wirklichkeit gesehen; denn Armuth und Hungersnoth hatten die römische Umgegend zu Anfang des Jahrhunderts, während der Alles unterwühlenden französischen Invasion, wiederholt heimgesucht. Noch im Jahre 1816, als er die sieben mageren Jahre malte, herrschte solches Elend in den Bergdörfern zwischen

Tivoli und Subiaco, daß viele Bewohner ein Opfer des Hungertyphus wurden. Diese Unmittelbarkeit des Eindrucks erklärt vielleicht die außergewöhnliche Kraft der Schilderung und frappante Schärfe des Ausdrucks in den individualisirten Gestalten, die man ihm nicht zugetraut¹.

An der nach Süden gelegenen Wand, links vom Hauptthor beim Eingang, haben wir das größere der beiden Overbeck zugeheilten Frescobilder, ebenfalls ein hochbedeutendes Werk: es ist die Verkaufung Josephs durch seine Brüder. Joseph, ein nackter schön modellirter Knabe, von kindlichem Schmerz durchdrungen, wird von einem madianitischen Kaufmann hinweggeführt, einer würdigen Gestalt mit theilnahmsvollem Ausdruck, was dem Bilde einen milderer Zug verleiht. Andere Kaufleute zahlen an fünf Brüder des eben zum Sklaven verhandelten das Kaufgeld aus. Zur Linken sind vier andere Brüder beschäftigt den Boock zu schlachten, mit dessen Blut sie den buntfarbigen Rock besprenken. Im Hintergrund sieht man Ruben, am Saum eines Waldes Schafe hütend. Ein Zug Reisender, die auf beladenen Kameelen oben vom Berg herab kommen, gehört zu der ismaelitischen Karawane. In der Nähe Josephs befindet sich, auf einem Kameele sitzend, eine schöne weibliche Figur, deren Blicke voll inniger Theilnahme an dem Jüngling hängen, als ob sie ihm sagen wollten: ach, ich kenne deinen Schmerz, denn ich theile mit dir das Loos der Gefangenschaft! Der kameelführende Knabe, der rückwärts gewendet den Vorgang sich betrachtet, könnte aus einem Bilde von Perugino oder Rafael herausgeschnitten sein. Die Landschaft

¹ Friedrich Preller äußerte im Jahre 1860 vor dem Gemälde: es sei „von einer so ernsten Energie und Großartigkeit, daß man es dem Cornelius zuschreiben könnte“. Cornelius selbst aber bemerkte in seinen alten Tagen zu Berlin: es sei ein Werk von außerordentlichem Werth und überhaupt „das beste in der Casa Bartholdy“. Friedrich Preller von D. Roquette S. 224. H. Niegel, Peter Cornelius. Festschrift S. 352. 37.

und die Auffassung des ganzen Werkes ist die am meisten italienische in dem Cylus¹.

Uebrigens muß gesagt werden, daß Overbecks Cartons der beiden Compositionen in Grazie und Vollendung die mehr ausgeführten Fresken übertreffen. Der Carton vom „Verkauf Josephs“ wurde nebst zwei Cartons von Cornelius alsbald an Wenner, den Freund und Gönner der Künstler, nach Frankfurt abgesandt. Dort erregten dieselben großes Aufsehen. So schreibt Friedrich Schlegel in einem Briefe aus Frankfurt, 9. April 1818, an Sulpiz Boisserée: „Es waren drei herrliche Cartons hier zu sehen, einer von Overbeck und zwei von Cornelius. Nach Allem, was ich von dem einen wie von dem andern je gesehen, kann ich Ihnen gar nicht sagen, wie weit und in welchem Maße die hervorbrechende Meisterkraft in jenen Cartons meine Erwartung übertroffen hat. Es ist mir sehr leid, daß Sie sie nicht sahen.“²

Und Bürgermeister Overbeck berichtet am 19. Mai 1818 seinem Sohne: „Dein Name durchfliegt alles Land deutscher Zunge. Politische Zeitungen und andere Zeitblätter tragen ihn von Süd nach Nord, von West nach Ost. Deine, sowie des trefflichen Cornelius, Frankfurter Cartons werden immer ausführlicher, und als große, vaterländische Sache, beschrieben und beurtheilt.“

Ein halbes Jahr später hatte der Vater die Genugthuung, des Sohnes Composition selbst zu sehen, wie er am 2. December 1818 aus Heidelberg schreibt, wo er mit seiner kranken Tochter Betty beim Voß'schen Ehepaar Gastfreiheit genoß: „Beim Durchfluge durch Frankfurt hatte ich die Freude, bei Hrn. Wenner Deinen Carton, Geliebtester! und das Bildchen

¹ „Zeichnung und Färbung“, urtheilte Fr. Preller, „sind von außerordentlichem Verdienst. Alle Figuren setzen sich vom leichten Hintergrunde im Halbdunkel ab, und geben dem Bilde einen großen malerischen Reiz.“ D. Roquette a. a. D. S. 224.

² Sulpiz Boisserée. I. 345.

von Jairus Töchterlein, und Cornelius' Carton zu sehen. O welcher Genuß! o was für herrliche Bilder! Ach, daß das Gemüth nicht frei war, um all das Herrliche, zumal Deinen gemüthvollen Joseph, ganz zu genießen! Auf der Rückreise steht mir süße, labende Wiederholung bevor." — Und am 23. März 1819 wieder von Lübeck aus: „Die herrlichen Cartons in Frankfurt — unauslöschlich ist meinem Geiste ihr Bild. Ich sah die beiden: Joseph den Traumdeuter [von Cornelius], und Joseph den Verkauften. Mein Geist beugt sich vor der Glorie des Ersten: mit allen Adern und Nerven fühlte sich das Herz zu dem Zweiten hingezogen. Nicht Vaterherz etwa: denn alle Beschauer empfanden dasselbe. Wohl billig spricht jeder Verständige, in Tiefe der Empfindung, in Adel des Bestrebens, im seelvollsten Seelischen (wenn ich so sagen darf) den Preis Dir zu. Und es ist so schön, so wohlthuend, wenn am Ende das Resultat dahin gezogen wird: Cornelius und Overbeck, Keiner über den Andern, Beide in ihrer Eigenthümlichkeit gleich groß."

Der Carton zum Verkauf Josephs kam in den Besitz von Philipp Passavant, einem Vetter des Kunstschriftstellers, und durch Legat an das Stäbelsche Institut; der zu den sieben mageren Jahren wurde im Jahre 1819 von dem Engländer Scott erstanden, nachher aber Eigenthum des Sir Thomas Lawrence, der sich im selben Jahre ebenfalls zu Rom befand. Der berühmte Porträtmaler hatte vom Prinz-Regenten von England den Auftrag, eine Serie von Bildnissen der Monarchen, Militärs und Staatsmänner für ihn zu malen, welche Europa den Frieden gebracht hatten. Damals weilte er nun in Rom in der Absicht, die Bildnisse Pius VII. und des Cardinals Consalvi zu malen. Nach Sir Thomas Lawrence's Tod im Januar 1830 ward seine werthvolle Sammlung von Zeichnungen großer Meister versteigert und die wahrhaft plastische Composition der sieben mageren Jahre von dem Bildhauer Campbell um die Summe von 16 Pfund erstanden.

Noch ehe die Fresken vollendet waren, fanden die Künstler, die nicht nach Bewunderung getrachtet, sondern nur die Hebung der ächten Kunst im Auge hatten, daß sie in die Mode gekommen, und daß es ihnen wirklich gelungen sei, eine neue Schule zu begründen.

Bisher hatte die Plastik den Vorrang behauptet; Canova stand in Blüthe. „Rom,“ schreibt Overbeck am 6. Februar 1815 an Sutter, „wimmelt jetzt von Fremden, besonders Engländern, die sehr viel Bildhauerarbeiten kaufen, weil, wie sie sagen, man eine Statue von hinten sehen kann. Canova hat eine höchst manierirte Gruppe der drei Grazien für 9000 Dukaten verkauft. Auch Thorwaldsen hat mehrere Arbeiten an Engländer verkauft, aber für bescheidene Preise, daß er sich und anderen dadurch schadet.“ — Nunmehr gelangte auch die Schwesterkunst der Malerei in Rom in gleichem Maße zur Geltung. Weit entfernt übrigens, auf die jüngeren fremden Künstler eifersüchtig zu sein, war Canova einer der ersten, der ihre Verdienste rückhaltlos anerkannte, ja zu weiteren Erfolgen förderlich die Hand bot. „Auch der Bildhauer Canova,“ berichtet Passavant¹, „wurde aufmerksam auf die deutschen Maler, und durch ihn wurde mehreren der Vorschlag gemacht, in dem neuen Museum Chiaramonti im Vatican, welches er ordnete, verschiedene Frescomalereien auszuführen. Doch konnten damals wegen früher eingegangener Verbindlichkeiten nur Philipp Veit und Eggers auf diese Arbeiten sich einlassen.“ Die Fresken befinden sich im ältern Theil des Chiaramonti-Museum. Die Kosten wurden von Canova bestritten, der außer den genannten Künstlern auch Colombo dabei beschäftigte.

Die beiden anderen hervorragendsten Künstler Italiens in damaliger Zeit, Camuccini, gemeinhin als der Erneuerer italienischer Malerei gepriesen, und der Historienmaler Landi, schlossen sich dem Urtheile ihres berühmten Landsmannes an, indem sie

¹ Ansichten über die bildenden Künste (Heidelberg 1820) S. 81.

ebenso wie Canova dem Generalconsul Bartholdy schriftlich ihren Beifall über die Fresco-Gemälde zu erkennen gaben¹.

Die Wirkung des künstlerischen Erfolges ließ nicht lange auf sich warten. Schon am 29. März 1817 konnte Overbeck seinem Vogel die frohe Botschaft geben, daß sich ihnen eine neue schöne Aussicht eröffnet habe: „Es hat nemlich ein römischer Edelmann, der Marchese Massimi², durch unsre Arbeit bei Bartholdy Lust bekommen, eine Villa, die unweit des Laterans gelegen, ausmalen zu lassen, und hat dazu einstweilen Cornelius und mich ersehen. So rühmlich aber dieser Entschluß an und für sich ist, so schön ist die Idee, die er für die Art der Decoration seiner Villa hat. Da es nemlich vier Räume sind, eine Vorhalle und drei Zimmer, so will er darin die vier ausgezeichnetsten italienischen Dichter (Dante, Tasso, Petrarca und Ariosto) in Bildern aus ihren Werken verherrlichen. Wahrlich eine Idee, die einem römischen Marchese Ehre macht. Doch werden vor der Hand nur zwei Zimmer ausgemalt, die zu den Seiten der Vorhalle liegen, zwei Zimmer von gleicher Größe in schönem Styl gebaut, sowie auch die Vorhalle, in die man durch drei offene Bögen, nach Art der italiänischen Villen, unmittelbar aus dem Garten eintritt, von schönen Verhältnissen ist. In einem dieser Zimmer nun soll Cornelius Bilder aus der divina Comedia des Dante, und in dem andern ich aus dem befreiten Jerusalem des Tasso malen. Du kannst Dir denken, wie glücklich uns dies machen wird, wenn es anders zu Stande kommt, denn das ist doch ein ganz ander Ding als unsre jetzige Arbeit, da jeder ein ganzes, wenn auch nur kleines

¹ Bürgermeister Overbeck, der dieß in einem Bericht der Bremer Zeitung „aus Rom vom 10. December 1816“ gelesen, gibt voll väterlicher Freude dem Sohne davon Meldung mit dem Beisage: „Dies Lob ist um so schmeichelhafter, da es nicht in allgemeinen Ausdrücken, sondern analysirend ertheilt worden ist.“ — Lübeck, 9. Januar 1817.

² Overbeck und seine Collegen schreiben nach damals üblicher Weise stets Massimi statt des richtigeren: Massimo.

Zimmer auszufüllen hat, also auch ein in sich beschloßnes, abgerundetes Ganze liefern kann.“

Don Carlo, das Haupt der uralten und edlen Familie Massimo, war ein Kunstliebhaber und Gelehrter, der in dem Wunsche, sich ganz dem Studium und der Religion zu widmen, auf das Recht der Primogenitur im Jahre 1791 zu Gunsten seines Bruders Maximilian verzichtet hatte. Für seine Lebenszeit behielt er jedoch das große Vermögen an sich, und da er sein Haus, die Villa Massimo am Lateran, zu einem Denkmal für die größten italienischen Dichter zu machen wünschte, so wählte er die deutschen Erneuerer der monumentalen Malerei sich aus, um diesen Plan zu verwirklichen.

Die Kunde verbreitete sich nach Deutschland. Die Lukasbruderschaft hatte — Dank der Casa Zuccari-Bartholdy — aufgehört eine Genossenschaft überspannter und mißachteter Künstler zu sein. Eine ehrenreiche Zukunft schien vor ihnen aufgethan.

Die Casa Bartholdy wird mit Recht die Wiege der neuen deutschen Kunst genannt. Von hier aus hat die neu erweckte Kunst der Frescomalerei, die in den folgenden Jahrzehnten sich in siegreichem Zuge über Deutschland und Frankreich, Belgien und England verbreitete, ihren Ausgang genommen. Sehr schön sagt Graf Raczyński in seiner Geschichte der neuern deutschen Kunst: „Ich gestehe, daß ich nie ohne die innigste Andacht dieses Zimmer habe betreten können, und daß es mir ebenso schwer fallen würde, die einzelnen Vorzüge dieser Malereien aufzuzählen, als es mir unmöglich ist, etwaige Mängel zu bezeichnen. Mir war es jedesmal, so oft ich über die Schwelle des kleinen Zimmers trat, als stünde ich vor der Krippe, aus der das in Armuth geborne, aber an heiligem Geiste reiche Kind, die neue deutsche Kunst, mit lebensvollen Augen mich ansah.“

Wenn die deutschen Malerbrüder durch ihre jugendmuthige That der Kunstbewegung einen neuen Impuls gegeben, so bil-

beten sie in der römischen Künstlerchaft auch den Kern, in welchem das durch den Befreiungskampf geweckte Gefühl der Gemeinsamkeit künstlerischer Interessen Halt und Ausdruck fand. Aus diesen Kreisen ging der Gedanke an eine Reform des akademischen Wesens aus, der in ihren Zusammenkünften lebhaft besprochen und in einer Denkschrift niedergelegt wurde.

Am Abend des 6. August 1814 fand — wie Overbeck an Vogel berichtet — in Eberhards Wohnung „eine allgemeine deutsche Künstlerversammlung“ statt, in welcher Platner vornehmlich das Wort führte und einen Aufsatz vorlas, der dem österreichischen Minister (=Residenten) im Namen aller deutschen Künstler überreicht werden sollte. Es war darin auseinandergesetzt, daß eine deutsche Akademie, wie sie der Minister in Rom zu errichten im Sinne habe, statt der Kunst zu nützen, Schaden könne, oder doch ganz überflüssig sei; daß man aber statt dessen solle den Künstlern würdige und bedeutende Beschäftigung geben, in großartigen Aufgaben, an denen sich die vorhandenen Talente entwickeln könnten, um dem schöpferischen Drange der Gegenwart neue Bahnen zu eröffnen; alsdann würde man der Kunst wirklich aufhelfen, und wieder eine wahrhafte Kunst entstehen. Das Schriftstück, das den lautesten Beifall fand und von allen Anwesenden unterschrieben wurde, ward am folgenden Tage dem residirenden Minister, „einem Mann von Geist und Thätigkeit und voll Liebe für die Kunst“, überreicht, und demselben zugleich vorgestellt, wie viel edler und zweckmäßiger es wäre, sich mit den Ministern der übrigen deutschen Höfe zu verbinden und eine gemeinschaftliche deutsche Sache daraus zu machen, wozu z. B. Baron Ramdohr, jetziger preussischer Minister-Resident, sich bereits erboten habe. „Du siehst aus dieser Sache,“ schließt Overbeck, „welch ein Geist hier jetzt rege geworden ist unter den Deutschen.“¹

Die Zeitverhältnisse und der bald erfolgende Wiederausbruch

¹ Rom am 8. August 1814.

des Krieges durch die Rückkehr Napoleons drängten wohl damals die Verfolgung der Angelegenheit in den Hintergrund. Nicht lange darnach aber, als der Friede endgültig gesichert war, gelangte eine frohe Kunde nach Rom, welche die ersehnte Gelegenheit zur Verwirklichung jener Reform in allernächste Aussicht stellte. Der Bankier Johann Friedrich Städel in Frankfurt, ein hochherziger Kunstfreund, der am 2. December 1816 in seinem neunundachtzigsten Lebensjahre unvermählt gestorben, hatte sein großes Vermögen letztwillig zur Förderung der Kunst in seiner Vaterstadt bestimmt. Seine reichhaltige Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen und plastischen Werken sollte der Grundstock einer öffentlichen Gallerie, sein Haus und sein ganzes übrige, eine Million übersteigende Vermögen zur Gründung eines Kunstinstituts verwendet werden, welches hoffnungsvollen Talenten, ohne Unterschied des Geschlechtes und der Religion, freien Unterricht zu bieten und Reisestipendien zu gewähren habe.

Die Nachricht wurde in Rom mit enthusiastischer Freude aufgenommen. Dr. Schlosser und andere Gönner der neu-deutschen Schule waren bemüht, in der Stadt Frankfurt eine günstige Stimmung für dieselbe zu erwecken; und es bestand aller Grund zu glauben, daß die Administratoren, welche über ein jährliches Einkommen von 40—60 000 Gulden zu verfügen hatten, die Leistungen und Verdienste von Cornelius und Overbeck berücksichtigen würden; ja man glaubte, daß das nach den Grundsätzen dieser Künstler organisirte Institut die Musteranstalt eines reinen und veredelten Kunstgeschmacks in Deutschland werden würde. Von Rom aus suchte in diesem Sinne vor allen Johann David Passavant zu wirken, der, vermöge seiner Familienbeziehungen und der Bekanntschaft mit den Administratoren, während seiner Anwesenheit in der ewigen Stadt als der Vertreter des neuen Instituts betrachtet wurde. „In Passavants Zimmer wurden die gemeinsamen Interessen debattirt, und im Namen der ganzen römischen Kunstgenossenschaft

schickte er einen Brief an die Herren Administratoren, in welchem das gemeinsame Glaubensbekenntniß enthalten war." Sein patriotisches Herz erglühete in dem Gedanken, Frankfurt zu einem neuen deutschen Musensitz zu erheben und die vorzüglichsten Kräfte des römischen Kreises dafür zu gewinnen. „Welchen Ruhm würde es Frankfurt bringen, die fromme Innigkeit und Formenreinheit Overbecks mit der reichen Genialität und Charaktertiefe Cornelius' dort im Freskenschmucke öffentlicher Gebäude zu vereinen, und die Schule der Zukunft dahin zu ziehen!"¹

Aber die Administratoren sahen in Passavant nur einen unberufenen Rathgeber und lästigen Mahner, und ließen sich auf seine Vorschläge nicht ein. Dazu kam, daß sie alsbald in einen langwierigen und widrigen Prozeß mit den Verwandten Stäbels verwickelt wurden. Die Streitsache zog sich durch Jahre hin und wurde schließlich im September 1828 durch einen Vergleich beendet, welcher der Stiftung einen Abzug von 300 000 Gulden auferlegte. Trotz der Gebundenheit, in der sich die Administratoren in der Zeit des schwebenden Streites befanden, waren zwei unter ihnen, Dr. Böhmer und Philipp Passavant, ein Vetter des vorgenannten David Passavant, welche die Künstler in Rom aus persönlichem Umgang kannten, unermüdtlich in dem Bemühen, das neue Institut nach den von diesen verkündigten Principien einzurichten und „zu einer das religiöse und nationale Leben befruchtenden Kunstschule herauszubilden". Passavant hoffte, daß Overbeck als Director angestellt, Böhmer, der ebenfalls dessen Berufung betrieb, daß ihm mindestens ein bedeutender Auftrag zu einem Cyklus von Fresken zu Theil werden würde; und obgleich beide Wünsche nicht in Erfüllung gingen — zum Theil durch Overbecks eigene Bedenken gegen eine Uebersiedlung nach Frankfurt —, so hatten

¹ Joh. David Passavant. Ein Lebensbild von Dr. Ad. Cornill. I. Abth. S. 63. Vgl. Janssen, J. Fr. Böhmers Leben I. 136.

sie doch die Genugthuung, im Jahre 1829 ihre Bemühungen für das Institut durch die Bestellung eines großen historischen Gemäldes belohnt zu sehen.

Derselbe Dr. Johann Friedrich Böhmer, der nachmals hochangesehene Historiker und Bibliothekar in Frankfurt, der in den Jahren 1818—1819 Italien bereiste und fünf volle Monate in Rom verweilte, konnte nie genug das Glück seines römischen Aufenthalts preisen, wo er in einem großen Kreis von Kunstjüngern lebte, die „der Kunst um ihrer selbst willen huldigten“ und ein armes aber geistig hoch angeregtes Leben in Zufriedenheit und Reinheit der Sitten, in „enger Verbrüderung zu einem hohen gemeinsamen Ziele“ führten.

„Es war ein in jeder Beziehung reges, wahrhaft ideales Leben,“ schreibt der Sohn eines zeitgenössischen Malers, „das damals in Rom sich unter den Künstlern entfaltete und Jedem, der es mitgelebt, für alle Zukunft entscheidend geworden ist — ein Gehen und Kommen aus allen Theilen Deutschlands und anderer Länder von Jüngern der Wissenschaft und Kunst, Katholiken und Protestanten, die alle, sofern sie ein warmes Gemüth und reines Herz mitbrachten, in der kleinen deutschen Geistesrepublik ihren Sammelpunkt hatten. Da war Platz für jede Eigenthümlichkeit des Charakters, wenn nur ein ehrliches Streben nach der Wahrheit in Leben und Kunst vorhanden war. Unter den ausgezeichnetsten Historienmalern, Overbeck an der Spitze, bestand ein sogenannter Compositionsverein, wo gestellte historische Aufgaben gemeinschaftlich gelöst und die gelösten gegenseitig besprochen wurden. Es bildete sich ein Gesangverein, der, unter der Leitung eines musikkundigen Abbate, die Compositionen altitalienischer Meister in den Kreisen der Genossen zum Verständniß brachte. Unter ihnen war nicht Lehrer und Schüler, sondern ein Bund von Freunden, die gegenseitig einander lehrten und von einander lernten, oft in glühenden Streit geriethen und dabei doch ein Herz und eine Seele blieben. Die kleine Akademie ward bald in einer Kneipe oder Bigne, bald

bei dem einen oder dem andern Freunde etablirt, und es herrschte bei all' dem tiefen Ernst des Strebens unter den Freunden eine Lustigkeit, die es sich oft nicht nehmen ließ, bei nächtlicher Heimkehr dem oder jenem zu Hause schlafenden Genossen noch einen Schabernack zu spielen, oder auch am hellen Tage einen fröhlichen Schwanck auszuführen, was bei der polizeilichen Ungebundenheit römischen Lebens ohneweiters anging. Overbeck war durch seine Kränklichkeit an ein stilles, regelmäßiges Leben gebunden, und es wurde, wenn er hie und da einmal unter den Freunden erschien, als ein besonderes Fest behandelt. Er stand, wenn auch nicht bei allen Einzelheiten des künstlerischen Ringens und Treibens der jüngern Genossenschaft theilhaftig, doch gerade wegen der bereits gewonnenen Klarheit und Sicherheit unwillkürlich wie ein Markstein der Bewegung da und bot so durch innere Ueberlegenheit einen stillen Regulator des sprudelnden Lebens.“¹

In einem Brief vom 12. September 1815 meldet Bürgermeister Overbeck: „Nächstens wird auch der Geh. Staatsrath Niebuhr aus Berlin nach Rom kommen, wie ich meine als preußischer Gesandte. Er ist der Verfasser einer klassischen Geschichte Roms, voll ganz neuer, tiefgelehrter Ansichten. Die tiefe Gelehrsamkeit schadet übrigens weder seinem Herzen noch seinem Humor: und daß er auf Deinen Umgang spekulire, hat er mir selber kürzlich, da er hier war und mich besuchte, auch Deine Madonna sah, gesagt.“ — Ein Jahr später bemerkt er (15. November 1816): „Was Niebuhr betrifft, so wünsche ich, daß Ihr Euch beide einander mögt gefallen haben. Mir ist er einer der Trefflichsten unsers Vaterlandes. Und da er ein Mann von Einfluß ist in Berlin, und zu Berlin es jetzt eine

¹ L. v. Jülich] im Wiener „Vaterland“ 1869 Nr. 324. Beiblatt. Diese Schilderung, die ein treues Bild des Künstlerlebens dieser Periode bietet, bezieht sich, was Overbecks Kränklichkeit betrifft, auf eine etwas spätere Zeit, die ersten zwanziger Jahre, wo er beständig am Wechselstieber litt.

herrliche Galerie gibt, nebst einer Akademie, so geht mir wohl manchmal ein süßes Traumbild vorüber, wenn ich mir denke, Niebuhr interessire sich für Dich. Doch, das sei Gott anheimgestellt. Im Allgemeinen glaube ich nur, Du müßtest es Dir als Pflicht auflegen, vornehme Männer auch als Solche — unter andern Reinhold [den holländischen Gesandten, dessen Frau eine Hamburgerin war] — zumal wenn sie Dich suchen, nicht abzukühlen. Denn woher wollen die großen Bestellungen und dergl. kommen, wenn nicht durch einflußreiche Männer?"

Niebuhr, der berühmte Historiker, Philolog und Staatsmann, traf im October 1816 in Rom ein, aber die vom Bürgermeister Overbeck erhoffte Freundschaft gedieh nicht in dem Grade zur Blüthe, wie er es gern gesehen hätte. Der preußische Gesandte war ebenso scharfsinnig als liebenswürdig, aber er besaß gleichwohl nicht hinreichendes Verständniß, um die Tiefe von Overbecks edler, feinsüßlicher und schüchterner Natur richtig zu erfassen. Bald nach seiner Ankunft schrieb Niebuhr an seine Schwägerin Frau Hensler, 30. October 1816: „Unter den Künstlern sind zwei für das Gespräch für mich die bedeutendsten: Cornelius und Wilh. Schadow; dieser letztere ist besonders fein und geistreich; aber leider katholisch geworden. Overbeck, dem er den Rang als Künstler einräumt und dessen Physiognomie sehr für ihn einnimmt, ist stumm und schwermüthig. Für Schwermuth ist Rom ein tödtender Ort, da es keine lebendige Gegenwart darin gibt, bei der es der Wehmuth wohl werden könnte.“¹

Ganz anders urtheilte ein Kind über Overbeck, mit der natürlichen Unbefangenheit des Kindergemüths. Niebuhrs Sohn Marcus, der in Rom geboren wurde, bewahrte unter seinen

¹ Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr. Hamburg 1838. II. 252 ff. Sein Urtheil wechselt übrigens. Ein andermal ist ihm Overbeck „ein sehr liebenswürdiges Gemüth und begabt mit herrlicher Phantasie, aber ein Schwärmer“. S. 314.

frühesten und freundlichsten Erinnerungen ein besonders lebhaftes Andenken an den bescheidenen, liebevollen Maler.

Niebuhr war verdrießlich darüber, daß Overbeck so verblendet sein konnte, sich unter das Joch der Tradition zu stellen. Er selber, in seinem kritischen Skepticismus, setzte ja die Kraft seines Scharffsinns und Wissens daran, mit der Tradition aufzuräumen, und in seinem berühmten Werke, das in der Geschichtsforschung eine Revolution hervorgerufen, hatte er eben um jene Zeit die Anfänge der römischen Geschichte frischweg in's Gebiet der Mythe verwiesen. Auf die Conversionen unter den deutschen Künstlern in Rom war er stets übel zu sprechen und überhaupt bei allem sonstigen Wohlwollen — wie auch der ihm herzlich befreundete Dr. Ringseis damals in persönlichem Verkehr erfuhr — in gewissen Vorurtheilen gegen den Katholicismus völlig unbelehrbar und unzugänglich.

Als die Studenten in Deutschland am 18. October 1817 das dritte Centenarium der Reformation durch ein Fest auf der Wartburg gefeiert hatten, griff der religiöse und politische Parteigeist auch in Rom unter den Deutschen um sich. Passavant erzählt, wie er eine ausführliche Beschreibung des Wartburgfestes von einem Augenzeugen erhalten und wie er mit dem Briefe heißen Kopfes zu Cornelius gelaufen, dann beide zu Overbeck; auch dieser habe eine unmäßige Freude darüber gehabt, „wie alles so nach altdeutscher Sitte und altdeutschem Brauche zugegangen“. Der Brief wurde in's Café Greco, den allgemeinen Sammelplatz, gebracht; alle wollten ihn hören. Es wurde darauf jubelt und getrunken „und der Nachhall dieses Festes zum zweiten Fest“¹.

Abbé Martin de Noirlien, ein den Lesern des classisch schönen Familienbuchs „*Récit d'une soeur*“ wohlbekannter Name, weilte damals in Rom². Sein würdevolles Wesen, seine gewinnende

¹ Joh. David Passavant von A. Cornill, 1. c. S. 64.

² Er war später Erzieher des Herzogs von Bordeaux und einige Zeit Pfarrer von St. Jacques du Hautpas in Paris, und starb als Pfarrer von St. Louis d'Antin zu Paris 1870.

Freundlichkeit und hohe geistige Begabung machten ihn nicht nur zum persönlichen Freund, sondern auch zum erkornen geistlichen Berather der katholischen Künstler. Er war ein warmer Verehrer der schönen Künste und fand einen Genuß darin, seine jungen Freunde in den Vatican und andere öffentlichen Gallerien zu begleiten und vor den herrlichen Meisterwerken die erhabene Aufgabe der Malerei und Sculptur für Christenthum und Kirche mit ihnen zu erörtern. Als katholischer Theologe konnte er sich nicht enthalten, den überschwänglichen Jubel, in den die Deutschen in Rom durch das Wartburgfest versetzt worden, mißbilligend zu kritisiren, und er suchte den Eindruck desselben zu verwischen durch die Herausgabe eines Schriftchens unter dem Titel: „Voix de l'Eglise Catholique aux Protestants de bonne Foi.“ Die Schrift machte Aufsehen und jagte den ohnehin schon verbitterten Niebuhr und Bunsen, der damals ebenfalls in Rom sich niederließ, in Harnisch. Die Gegensätze verschärften sich und machten ihren Einfluß auch in den Künstlergruppen geltend. Bald darauf fand sich, auf Niebuhrs Veranstaltung, ein preußischer Geistlicher, Dr. Schmieder, ein, um den sich eine kleine Gemeinde sammelte. Fortan wurde im preußischen Gesandtschaftspalast Sonntags protestantischer Gottesdienst gehalten, nebenbei fanden bei Dr. Schmieder und Bunsen wöchentliche Zusammenkünfte mit gemeinschaftlichem Bibellesen statt.

Als Overbeck in späteren Jahren einmal auf diese Periode zu sprechen kam, bemerkte er gegen einen jüngeren Genossen: „In Folge der Conversion so vieler Künstler, die mit einer bessern Würdigung der altitalienischen Kunst verbunden war, erhoben sich Mißhelligkeiten und religiöse Dispute zwischen den Convertiten und ihren protestantischen Freunden. Die Controverse nahm einen ähnlichen Verlauf wie jene zur Zeit der Reformation und mit dem gleichen Resultat. Die eine Seite hielt beharrlich die Autorität der vom heiligen Geist geleiteten unfehlbaren Kirche, die andere die Autorität der unfehlbaren,

dem Einzelnen durch den heiligen Geist interpretirten Bibel aufrecht.“¹

Nach dem Zeugniß von Overbecks Freunden war es nicht zum wenigsten seinen friedlichen Bemühungen zuzuschreiben, daß trotz zeitweiliger Zusammenstöße eine verträgliche Waffenbrüderschaft unter den Künstlern erhalten blieb. Er übte liebevolle Duldsamkeit gegen die Verfechter irriger Ueberzeugung. Sein neidloses Wesen besaß eine besänftigende Kraft, und von seinen künstlerischen Schöpfungen ging ein versöhnender Odem aus.

Gerade jetzt entfaltete er wieder die rührigste Thätigkeit. Die Compositionen für die Villa Massimo erfüllten seinen Geist.

„Übermals,“ entschuldigt er sich am 14. October 1817 gegen Vogel, „ist dieser Brief mehrere Monate liegen geblieben, woran Du abnehmen kannst, wie fleißig es bei mir zugeht. Wirklich ist auch in diesem Augenblicke meine Werkstätte eine rechte bottega, indem mir die Freunde Colombo und Sutter behülfslich sind an meinen vielen Arbeiten, die ich noch beendigen muß, ehe ich meine große Arbeit bei dem Marchese Massimi anfangen. Mit ihm habe ich denn nun bereits förmlich abgeschlossen in schriftlichem Contract, in welchem ich mir drei ganze Jahre Zeit ausbedinge, wie denn auch Cornelius ein Gleiches gethan hat.“ Und wieder am 13. December: „Der Kopf faust mir fast, wenn ich bedenke, was bis December 1818 noch alles gemacht sein soll; aber ich bedenke nicht viel, sondern arbeite lieber in Gottes Namen drauf los, Nacht und Tag, das dünkt mich das Beste. An die Arbeit für Massimi habe ich denn auch bereits Hand angelegt, d. h. an die Zeichnungen dazu.“

Der Kreis der Lukasbrüder hatte inzwischen neuen kräftigen Zuwachs erhalten. An denselben Freund und Bundesbruder in der Schweiz sendet er am grünen Donnerstag 1818 aus Rom folgenden chronikalischen Bericht:

„ . . . Unsere [wöchentliche] Zusammenkunft am Tage der

¹ Mittheilung des Malers R. F. Wasmann.

Reinigung Mariä [2. Februar] war die erste, welcher auch unser nunmehr hier anwesender trefflicher Schnorr beige-wohnt¹. Was nun eben diesen seit Kurzem mit uns aufs innigste verbundenen Bruder anlangt, von dem Du wahrscheinlich noch nichts gesehen haben wirst, so darf ich es wohl, ohne Furcht der Uebertreibung, aussprechen, daß er nicht nur eine Hauptzierde unsers Kreises ist, sondern einer von jenen Hochbegabten, die in allen Zeiten den Ersten zur Seite stehen würden. Ein Urtheil, welches alle andern Brüder über ihn fällen, und von dessen Wahrheit Dich das was er in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Italien schon geschafft, nemlich in kaum zwei Monaten, hinreichend überzeugen würde². . . Was nun seine Richtung im Allgemeinen betrifft, so ist sie ebenfalls die schönste und ächteste. Ganz erfüllt von den Bildern der heiligen Geschichte, umfaßt seine Liebe gleichwohl die ganze lebendige und leblose Natur mit gleicher Innigkeit, ganz wie es bei den herrlichen Alten, besonders den Deutschen der Fall war, weshalb man denn auch alles in seinen Arbeiten mit gleicher Freude betrachtet, indem alles mit gleicher Liebe, mit gleicher Lebendigkeit, mit gleicher Würde des Styls durchgeführt ist. Von seinem Malen habe ich bis jetzt noch keinen Begriff, indem ich nur Zeichnungen gesehen habe; Sutter versichert aber, daß er auch darin bereits sehr weit sei. Soviel von Schnorr.

„Cornelius ist nun sowie auch ich mit den Cartons zu der Fresco-Arbeit bei Massimi beschäftigt; einstweilen mit denen zur Decke, in der er das Paradies des Dante vorstellt. Die Anordnung derselben nach seiner eignen Erfindung, die einen wahrhaft großen Künstler verräth . . . Die Cartons sind schon bis zur Hälfte gediehen.

¹ Julius Schnorr von Carolsfeld, der berühmte Historienmaler, geboren 1794 zu Leipzig, gestorben 1872 in Dresden. Er traf gegen Ende Januar 1818 in Rom ein.

² Zwei Compositionen: der Fischzug der Jünger (in Florenz entstanden) und die Hochzeit zu Cana.

„Anderer Art ist nun meine Decke, an deren Cartons ich ebenfalls beschäftigt bin. In dem viereckigten Mittelfelde oben ist als Titel zum ganzen Werke, oder als Schlußstein, das befreite Jerusalem allegorisch dargestellt. Eine Jungfrau nemlich, mit der Dornenkrone des Herrn geschmückt, in den Händen die Schriften des Alten in der einen, des Neuen Testaments in der andern haltend, sitzt gefesselt auf einem bischöflichen Stuhle, und zwei Engel, der eine priesterlich gekleidet und ein Rauchfaß in der Hand, auf die Kirche und ihre Waffen, das Gebet, deutend, der andre geharnischt und ein Schwert tragend, auf das Reich und die menschlichen Anstrengungen deutend, kommen von oben zu beiden Seiten, ihr die Ketten zu lösen, zu ihren Füßen liegen sarazenische Trophäen. Um diese Allegorie nun herum bilden, auf den vier Seitenfeldern der Decke, die sich in sanfter Wölbung gegen das Mittelfeld neigen, die Hauptepisoden des Gedichtes im Ornamentenstyl behandelt, gleichsam die Einfassung derselben; und zwar so, daß auf jedem Felde eine der Heldinnen des Gedichtes vorkommt; auf dem einen die Sofronia, auf dem andern die Erminia, dann die Armida und Clorinda. Aus der Geschichte der Sofronia habe ich als Hauptbild gewählt wie sie mit Olindo soll verbrannt werden und von Clorinda befreit wird, und mit diesem Carton bin ich jetzt beschäftigt; in kleineren Nebenbildern ist die Mißhandlung des Bildes durch den König und Ismene vorgestellt, und wie Sofronia und Olindo vor dem König stehen. Die andern Felder werde ich dann auf ähnliche Weise anordnen, doch so daß das Symbolische darin vorherrscht, weil ich die Decke grade dadurch unterscheiden möchte von den Bildern der Wände, auf denen ich dann den ununterbrochenen Faden der Geschichte des Gedichtes darzustellen gedenke.

„Nebstdem habe ich mehrere Oelgemälde vor; eins von beinaß halber Lebensgröße, wie Christus der Magdalena im Garten erscheint; ein Gegenstand, an dem ich zwar schon einmal gescheitert bin, den ich aber gleichwohl noch einmal ver-

suchen will, wegen meiner großen Vorliebe für denselben. Ferner eine Verkündigung und ein Madonnenbild, welche beide letzteren mir Colombo untermalt hat, der leider noch immer nicht recht auf einen grünen Zweig kommen kann, doch hat er vor Kurzem ein Frescobild im Vatican beendet, wie auch Philipp Veit — indem Canova gegenwärtig mehrere Künstler im ersten langen Gang des Museums, dem sogenannten Museo Chiaramonti beschäftigt. Das von Veit (eben der, der mit uns bei Bartholdy gemalt hat) ist ganz vortrefflich, Colombo seins habe ich noch nicht gesehen, doch höre ich es loben Shadow hat jetzt vier weibliche Porträts aufzuzeigen, von denen zwei bereits vollendet sind¹. Er führt meisterhaft aus und ist in der Behandlung der Delfarbe vielleicht von uns allen am weitesten; nur sind vielleicht manchmal seine Porträts zu wenig einfach in der Anordnung . . .

„Soviel von den Mitgliedern unsers Bundes; doch muß ich Dir nun auch noch Manches von einigen andern mittheilen, die zwar nicht mit uns so eng verbunden sind, die aber gleichwohl das reinste Bestreben zeigen und entweder durch höchst vortreffliche Arbeiten bereits erfreuen, oder doch zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Ich nenne Dir gleich zuerst meinen trefflichen Schwager Rehbenitz, der seit ungefähr anderthalb Jahren hier ist². Von der Natur recht tief zum Künstler gestempelt, konnte er zwar für einige Jahre, durch einen Fehltritt in der Wahl seines Berufs, seinem eigentlichen Berufe, der Kunst, entzogen, aber doch nicht für immer derselben abwendig gemacht werden; so studierte er als Jurist kurze Zeit in Heidel-

¹ Es waren, wie aus einem andern Brief erhellt, die Bildnisse der Töchter der Frau von Humboldt, die früher auch von Schid gemalt worden,

² Theodor Rehbenitz, ein Holsteiner, kam im Herbst 1816, nach zweijährigem Kunststudium in Wien, nach Rom. Seine Schwester Auguste war die Frau von Christian Overbeck, Friedrichs ältestem Bruder. Er beschloß sein Leben 1861 als Zeichnungslehrer in Kiel.

berg, wo ihn plötzlich die Boisserée'sche Sammlung die Augen öffnete und ihn erinnerte, wozu ihn eigentlich die Natur bestimmt. Er wandte sich nach erhaltener Einwilligung von Hause, alsbald nach Wien, wo er denn das Glück hatte, nicht nur unsern Sutter kennen zu lernen, sondern auch durch ihn die trefflichen Brüder Olivier¹ und Schnorr, und mit diesen wackern Männern einen ähnlichen Kreis zu bilden, wie wir ihn einst dort gebildet; mit dem Unterschied, daß dieser jüngere Kreis vielleicht aus reiferen Gliedern bestand und mithin die rechte Straße schneller, muthiger und mithin mit schnellerem Erfolge betrat . . . Seit seiner Ankunft hier nimmt er an den Zusammenkünften unsers Bundes Theil, wiewohl er den Brief, nach unsrer alten Regel, erst dann erhalten wird, wenn er in einem Delgemälde die Reinheit seines Strebens völlig ausgesprochen haben wird.

„Ein zweiter, den ich Dir nenne, ist Horny aus Weimar². Noch hat er das zwanzigste Jahr nicht erreicht und doch, wenn Du es sähst, wie tief er bereits die ganze Natur erfaßt hat, lebendige und leblose. Er hilft unserm Cornelius an seinen Cartons, indem er die Verzierungen von Blumen und Fruchtfränzen, sammt den vorkommenden Thieren zeichnet, die wirklich so vortrefflich sind, daß sie mir den berühmten Logenverzierungen von Gio. da Udine wenig nachzustehen scheinen. — Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist auch Rambour

¹ Heinrich Olivier, geboren 1783 zu Dessau, Ferdinand, geboren 1785, und Friedrich D., geboren 1791. Der letztere kam mit Schnorr 1818 nach Rom und malte vorwiegend religiöse Gegenstände. Ferdinand, Landschaftsmaler und Lithograph, blieb in Wien, bis er 1833 als Professor an die Kunstakademie in München berufen ward. Auf Sutters Veranlassung wurde er mit Julius Schnorr in die Lukas-Bruderschaft aufgenommen (laut Dankschreiben Ferd. Olivier's, datirt Wien, 9. Oktober 1817).

² Ein Schützling des Freiherrn von Rumohr, der ihn bei seiner zweiten italienischen Reise im Jahre 1816 mit nach Rom nahm; starb schon 1824 zu Olevano im Alter von 26 Jahren. Er war Landschaftsmaler.

aus Trier¹, der früher ein Anbeter und Nachahmer Davids war und noch vor Kurzem hier Modellstudien nach Art der Franzosen auf's Manierirteste zeichnete und malte, und nun auf dem schönen Wege der Natur, die er höchst genialisch aufsaßt, mit Riesenschritten wandelt

„Doch finde ich soeben bei Durchlesung dessen was ich geschrieben, daß ich Dir von unserm lieben Sutter noch nichts gesagt, woran zwar der einfache Umstand Schuld ist, daß er noch immer mit seinem Schicksal so zu kämpfen hat, daß er noch nicht zur Ausführung eigener Arbeiten kommen konnte; indessen ist er auch bei seinen drückenden Umständen ungleich heitrer hier als in Wien, so daß Du ihn kaum wieder erkennen würdest, und versichert, daß es ihm in Wien auch nicht einmal so gut gegangen sei; indem es hier ihm doch wenigstens nicht an dem täglichen Brod für Frau und Kind gefehlt hat. Durch gemeinschaftliche Beiträge ist es uns gelungen, so viel zusammen zu bringen, daß er nun auch seine Frau und seinen Daniel kann kommen lassen, deren Ankunft er denn etwa auf den Mai mit großer Freude entgegenseht. Auch hat der hier anwesende Kronprinz von Bayern, ein höchst kunstliebender Herr, von dessen Theilnahme an unserm Kunststreben ich Dir viel zu sagen hätte, kürzlich seinethalb an den Kaiser geschrieben, wo er ihm sagt, es sei doch wohl für den österreichischen Staat eben nicht zu viel, wenn er einen tüchtigen Künstler sich erziehe: wir hoffen also, daß sein Schicksal vielleicht doch noch eine andre Gestalt gewinnen wird. — —

Am 4. April 1818.

„Erst heute komme ich dazu diesen Brief zu schließen und abzusenden; ich füge daher noch einige Notizen bei, denn ich

¹ Joh. Anton R a m b o u r, geb. 1790, gest. 2. October 1866 als Conservator des Kölner Museums. Hochbedeutend für die Geschichte der Kunst sind seine (248) Aquarell-Abbildungen altitalienischer Gemälde, jetzt Eigenthum der Düsseldorfer Akademie. Eine Lebensskizze desselben in der Monatschrift „Das hl. Land“. 10. Jahrgang. Köln 1866.

weiß, daß Du auch außer Deiner herzlichen Theilnahme an unserm Kunstleben uns in Deinem Herzen trägst und Dich alles interessirt, was mit uns in Deinem alten Rom vorgeht. Cornelius, nach welchem Du Dich mit so besonderer Liebe erkundigt, lebt mit seiner Frau und zwei kleinen allerliebsten Mädchen einig und glücklich, wiewohl nicht ohne Heimweh nach dem lieben Vaterlande, das denn natürlich ihm [als Familienvater] ferner liegt als unser einem. Außer mehreren unbestimmteren Hoffnungen für die Zukunft hat sich jüngst auch eine Aussicht für ihn eröffnet, dereinst für den Kronprinzen von Bayern große Arbeiten auszuführen, worüber er sich jedoch noch nicht entschlossen. Drei große Cartons von unsern Frescoarbeiten bei Bartholdy, woran 2 von Corn[elius] und einer von mir, sind jetzt in Frankfurt aufgestellt, wo sie viel Beifall finden sollen und die Administratoren eines großen Vermächtnisses geneigt machen uns Anträge zu machen. Für mich eröffnen sich zugleich gloriose Aussichten in der Vaterstadt, woselbst mein trefflicher Freund und Landsmann, Baron Rumohr, alles in Bewegung setzt, damit dereinst eine Reihe von Darstellungen aus der Hanseatischen Geschichte (al fresco) durch mich ausgeführt werde, wobei er selber mit herrlichem Beispiel vorangeht durch einen jährlichen Beitrag von 300 Thalern. — Meister Koch ist noch ganz der Alte, dieselben Kraftausdrücke in seinem Munde, dieselbe herzliche Freude an allem Achten, was sich zeigt in seinem Herzen und auf seinem Gesichte. Er selber aber, unter uns gesagt, scheint mir fast zurückzugehen, woran denn auch seine Jahre nachgrade Schuld sein mögen, er macht viel, aber an wenigem habe ich Freude; hat bald nichts als sein Linienwesen mehr im Sinn und seine grellen Farben, wodurch er sich denn selber ganz gewaltig widerspricht. — Dein Landsmann Am[s]ler bildet sich zu einem ächten tüchtigen Künstler, nach meinem Gefühl setzte ich ihn schon über alle mir bekannte neuern Kupferstecher; eine Statue nach Thorwaldsen, die er eben jetzt vollendet hat, könnte fast von Dürer

oder Marc Anton sein. Er wird mit Barth gemeinschaftlich, der ebenfalls recht brav wird, ein großes Blatt nach Cornelius, das Titelblatt zu seinen Nibelungen, stechen, welches mir das Meisterstück unsers Cornelius zu sein scheint: da darf man also einmal etwas recht Herrliches erwarten." — —

Der Erbe der Krone Bayerns war im Herbst 1817 nach Italien gekommen; es war seine zweite italienische Reise, deren Ziel zunächst Sicilien. In seinem Gefolge befanden sich Graf Karl Seinsheim, Gallerie-Inspector Dillis und Dr. Ringseis. Von der abenteuerreichen Fahrt in Sicilien traf er am 21. Januar 1818 wieder in Rom ein, und der dreimonatliche Aufenthalt, den er daselbst nahm, galt in erster Linie der Kunst. Glühend von vaterländischer Begeisterung, von großen Plänen für die Förderung der Kunst erfüllt, erkannte der geistvolle, hochsinnige und originelle Prinz alsbald in Cornelius, Overbeck und deren Genossen seine zukünftigen Mithelfer, die schöpferischen Talente für seine künstlerischen Pläne und Unternehmungen. In Rom verkehrte er mit ihnen in ungezwungener Leutseligkeit; er sah sie in ihren Werkstätten und zog sie an seine Tafel. Unter Overbecks Papieren befindet sich, mit dem Datum „22. September 1818“ versehen, die vom Kronprinzen brieflich übersandte Originalhandschrift des Gedichtes „An die Künstler“, das jetzt die gedruckte Sammlung der Gedichte König Ludwigs von Bayern eröffnet, während ein anderes in derselben Sammlung, das er nach seiner Rückkehr an Cornelius sandte, eine directe Anspielung auf Cornelius und Overbeck enthält in den Versen:

„Dir, der selbst du glühst, wie Paulus glühte,
Dessen Eifer deinem gleichend ist,
Wie auch dir mit kindlichem Gemüthe,
Der du wie Johannes schuldlos bist.“¹

¹ „Den Deutschen Künstlern zu Rom im Jahre 1818.“ Gedichte Ludwigs des Ersten, Königs von Bayern. München 1829. I. 234. Vgl. E. Förster, Peter v. Cornelius. I. 214.

Cornelius' Verbindung mit dem königlichen Patron gewann ihre eigentliche und glanzvollste Bedeutung mit seiner Anstellung in München. Overbecks Beziehung zu dem fürstlichen Mäcen war und blieb mehr privater Natur. Ein halbes Jahrhundert hindurch erfreute er sich der Beweise theilnahmsvoller Aufmerksamkeit von Seite Ludwigs, theils bei persönlichem Verkehr, theils indirect durch Vermittlung bewährter Vertrauensmänner; zwei dieser Mittelspersonen des Fürsten: Dr. Ringseis, einer der lautersten und vortrefflichsten, für Religion und Kunst begeistert thätigen Männer, und Karl Graf Seinsheim, unterhielten mit Overbeck lebenslang ausdauernde Freundschaft.

In Rom erschien der Kronprinz nie anders als im altdeutschen Rock, auf dem Kopf die Mütze mit dem Landwehrkreuze — zur Verwunderung der Römer, aber zur Freude der Künstler, unter denen die altdeutsche Tracht manche Freunde gefunden hatte. Namentlich seit dem Befreiungskriege war der Wunsch nach einer Kleiderreform in deutschen Kreisen lebhaft besprochen und die Wiedereinführung einer Nationaltracht, die das Land von dem Einfluß der französischen Moden losmachen sollte, für viele ein Lieblingsgedanke geworden. Die Studenten an den Universitäten begünstigten die Bewegung; da aber unter der feurigen Jugend, im Beginn der Restaurationsperiode, ein gährender politischer Geist sich zu regen anfang, so wurde die Tracht von den Regierungen als ein Kennzeichen von Mißvergnügen angesehen, was zu Verboten derselben in mehr als einem Staate führte.

Der schwedische Dichter Atterbom, der um jene Zeit Deutschland und Italien bereiste und hernach Erzieher des Kronprinzen Oscar von Schweden wurde, schreibt aus Rom, 14. März 1818, an seinen berühmten Landsmann Geijer: „Lustig ist es, daß, während in München, zufolge königlichen Verbots, kein Mensch altdeutsche oder sogenannte deutsche Kleider anzulegen wagt, des Königs leibhaftiger Sohn sich hier in Rom beständig öffentlich

in dieser von den deutschen Regierungen für schwärmerisch und revolutionär angesehenen Tracht sehen läßt.“¹

Die Herren vom Gefolge des Prinzen trugen gleichfalls den altdutschen Rock. Denn der Kronprinz liebte es, wie Henriette Herz als Augenzeuge in ihren Erinnerungen sagt, „alle Deutsche in diesem Rocke und mit dem Barett zu sehn, und wer, namentlich unter den Künstlern, nicht die Mittel besaß, sich diese Kleidungsstücke selbst anzuschaffen, dem verehrte er sie. Ein Deutscher in gewöhnlicher Tracht wurde zuletzt gewissermaßen anrühlig. Er galt für einen Undeutschen, und, wenn diese Anschulldigung nicht Platz greifen konnte, doch für einen Philister.“²

Zu diesen Altdutschen gehörte auch Friedrich Rückert. Der Dichter der geharnischten Sonette, eine jugendlich reifenhafte Gestalt mit kräftigem Bart und lang wallendem dunklen Lockenhaar, lebte um diese Zeit in Rom, wohlgelitten im Kreise der Künstler, mit deren Bestrebungen er sympathisirte, an deren Versammlungen er thätigen Antheil nahm, unerschöpflich in allen Formen lyrischer Dichtung. Denn wie er selber von sich singt: „Mehr als Blumen im Gefilde sprossen täglich Lieder unter meiner Feder“; was immer seine Seele bewegte, verwandelte sich ihm in Poesie. Eine Zeichnung von Overbeck, die Rückkehr des jungen Tobias, ergriff seine Phantasie, und er schildert und feiert die Composition, die ihm der Maler zum Abschied schenkte, in drei Sonetten: wie der alte Vater mit gesenktem Angesicht in der Halle sitzt, die Mutter, „nicht so blind wie er ergeben“, in die Ferne blickt und doch den Sohn noch nicht erkennt, der zu seinem englischen Gefährten spricht, die Schritte rascher zu lenken, um den sehnsüchtig harrenden, Tag und Stunden zählenden Eltern Licht und Trost zu bringen. „Nichts

¹ Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersetzt von Franz Maurer. Berlin 1867. S. 183.

² Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. S. 243.

Barter's konnte Lieb' und Kunst erdenken, zum Denkblatt einem Reisenden zu dienen."

„Es muß das Bild wohl tief und innig rühren,
Und stete Mahnung unterwegs ertheilen
Dem, dessen Schritte jetzt von hier enteilen,
Um ihn dem Vaterherde zuzuführen."

Mit den Schwesterkünstin verbündete sich seine Muse auch, als die deutsche Colonie dem Kronprinzen Ludwig eine letzte Huldigung darbrachte.

Am 29. April 1818, am Vorabend der Abreise des Kronprinzen nach München, veranstalteten die Künstler dem scheidenden Königssohn zu Ehren ein Abschiedsfest in der Villa Schultzeiß, welche für künstlerische und poetische Arrangements günstige Räumlichkeiten bot. Die einem Bankier Schultzeiß gehörige und außerhalb der Porta del Popolo in der Richtung von Acqua Cetosa hochgelegene Villa hat nie einen glänzenderen Tag gesehen.

Rückert schildert in schwungvoll rhythmischer Sprache die Vorbereitungen und den Gang dieses schönen Festes, das „die deutsche Malerrepublik“ im alten Rom dem würdigen Bayernfürsten gegeben, der der neuen Kunst eine Heimath schaffen wollte. Er erzählt, wie die erst noch nackten Wände des weiten Saales durch gemeinsamen Wettstreit zaubergleich in „eine Welt von Farbengluthen, eine Himmelsphantasie, ein lebendig Meer des Glanzes, ein gemaltes Paradies“ verwandelt wurden; wie die Malercolonie, der kurz gesteckten Frist halber, das Werk so stürmisch rastlos trieb:

„Malen sah die Sonn' am Tage
Und die Nacht bei Kerzenlicht“;

wie Cornelius der Meister, „der des Ganzen Riß erdacht“, er das Haupt mit vielen Händen, „der Erfindung Einheit lieb“; und wie so freudig willig hier die andern Meister, „sonst wohl gleichgeordnet ihm“, alle sich als Glieder unterordneten. (Bethheiligt an dem Werke waren Overbeck, Ph. Veit, Schadow,

Eberhard, Sutter, Rambour, C. Vogel, Lund, Wach, Fohr, Schaller.)

„Jeder stand an seiner Stelle,
Keinem schien sein Amt gering;
Weil dem Ganzen jeder diente,
Ehrte jeden jeder Dienst,
Ob er Hauptfiguren malte,
Ober ob er Farben lieb.“¹

So arbeitete eine edle Malergilde, während sich „eine Zunft von Architekten schon geschäftig auch bewies, aus dem Frühlings schmuck der Gärten, aus endlosem Ueberflusse von Jasmin und Rosmarin, von Granat und Oleander, Lorbeer, welscher Eich' und Myrthe, Delblatt und Orangenweigen grüne Säulen aufzubauen, die auf ihren Scheiteln trugen Fruchtgehäng und Laubgewind“.

Auch in Prosa ist der hochpoetische und berühmte Festabend, der unter Musik, Gesang und Tanz in heiterster Stimmung verlief, mehrfach geschildert worden. J. D. Passavant² und der als Gast geladene Schwede Atterbom³ lieferten ausführliche und graphische Beschreibungen. Nicht minder lebendig und anziehend liest sich der Bericht, den Dr. Ringseis unter dem frischen Eindruck den Freunden in Deutschland in den „Zeitschwingen“, Jahrgang 1818, erstattet⁴.

¹ Overbeck führte ein großes Transparentbild aus, das die gefeierten Schutzherren der Künste aller Zeiten und Nationen, im großen Huldigungszuge schreitend, darstellte. — „Das schöne Verhältniß,“ bemerkt Passavant, „von zwei der ausgezeichnetsten Künstler, zwar Freunde, doch auch in gewisser Hinsicht Nebenbuhler, sprach sich wohl nie deutlicher aus, als bei dieser Gelegenheit; denn was fragte Overbeck darnach, daß Cornelius die Composition zu dem Bilde, welches er malte, versfertigt hatte; er führte sie nach besten Kräften aus.“

² Ansichten über die bildenden Künste S. 82—86. Ihm folgt G. Förster in „Peter v. Cornelius“ I. 212 ff.

³ Aufzeichnungen des schwedischen Dichters Atterbom S. 175.

⁴ Wieder abgedruckt in seinen „Erinnerungen“: Historisch-politische Blätter 1876, Bd. 78 S. 912—919; nun auch in Buchform erschienen 1886. I. 522 ff.

Frau Herz berichtet ebenfalls in Kürze darüber. Sie sagt: „Die Künstler beabsichtigten anfänglich, das diplomatische Corps zu dem Feste einzuladen, Frauen jedoch von demselben auszuschließen. Der Prinz verbat sich das Erstere, und erbat sich die Letzteren. Es waren ihrer etwa zwanzig in der Gesellschaft, welche aus ungefähr hundertzwanzig Personen bestand, unter ihnen mehrere Frauen und Bräute anwesender Künstler, Frau von Humboldt, deren Töchter und ich. Die Herren nahmen das Souper stehend ein, mit Ausnahme des Kronprinzen, welcher seinen Platz zwischen Frau von Humboldt und mir genommen hatte, wie er sich denn überhaupt am meisten mit uns unterhielt. Das Fest zog sich bis spät in die Nacht hin. Auf 4 Uhr Morgens hatte der Prinz seine Messe bestellt, um 5 Uhr wollte er abreisen.“¹ In tiefer Bewegung schied er von dannen.

Ein Bericht über das Fest findet sich auch in Bunsens Leben, geschildert von seiner Wittwe. Frau von Bunsen war unter den Gästen, obgleich ihr Name von Frau Herz nicht erwähnt wird. Sie bemerkt dabei: „Des hier beschriebenen Festes werden die wenigen noch lebenden Theilnehmer desselben sich mit jenem Gefühl entsinnen, welches die Erinnerung an einen frischen Frühlingstag in der Frühlingszeit des Lebens begleitet: die Gegenwart heiter, die Zukunft voll Hoffnung. Keiner, der Zeuge davon war, wird je wieder eine solche Fülle von dichterischem und künstlerischem Inhalt, zur Ausschmückung und würdigen Ausstattung eines Moments verwandt, gesehen haben; wäre die Idee Gegenstand langer Erwägung oder die Ausführung langwierig und mühsam gewesen, so hätte die Wirkung nicht so schlagend und befriedigend sein können . . . Die meisten Gäste trugen das mittelalterliche, zwar altdeutsch genannte, aber in Wirklichkeit von allen civilisirten Nationen im 15. Jahrhundert getragne, nur damals vom Kronprinzen von Bayern begünstigte

¹ Henritte Herz. Leben und Erinnerungen von J. Fürst. S. 244 bis 245.

Kostüm, einen glatten, dicht zugeknöpften Rock mit vollen Schößen, die Damen mit breiten Halskrausen und malerischem Schmuck. Damen waren nur wenige zugegen, die bedeutendste unter ihnen Frau Henriette Herz, die alte Freundin und Correspondentin Schleiermachers, trotz ihres vorgerückten Alters von unverminderter Anmuth der Züge, in denen die lebenswürdige Naturanlage und die gleichmäßige Stimmung sich ausprägte, welche zur Erhaltung ihrer berühmten persönlichen Anziehungskraft soviel beigetragen haben. Aber die Bewunderte jenes Abends war die schöne, verbindliche und vielvermögende Braut des Malers Overbeck, aus Wien gebürtig.“¹

Wie mächtig der Zauber dieser jungen Dame gewesen, erfahren wir von Dr. Ringseis. Am Schlusse seiner Schilderung dieser „in feierlich schwunghafter Fröhlichkeit durchschwärmten Festnacht“ erzählt er in offenherziger Laune, wie er, ehe er mit seinem fürstlichen Gebieter die ewige Stadt verließ, den Tiberfluthen in wohlverförkter Flasche noch einen Zettel anvertraut habe, in der romantischen Hoffnung, „sie möchten ihn zur Huldigung an die rechte Schwelle spülen“. (Die erwähnte Dame wohnte an der Ripetta.) Auf dem Zettel stand:

„An die Holbe, die Eine, die Reine!
Ich dürft' ich sagen, die Meine!“

Er fügt bei: „Daß ich es nicht sagen dürfe, das wußte ich. Fräulein Nina Hartl, ein durch Schönheit und Geist, durch Bildung und Gesinnung ausgezeichnetes Mädchen, Pflgetochter eines Wiener Theaterdirektors, die auch im Hause von Fr. Schlegel verkehrte, war mit einer Gesellschafterin nach Rom gereist und erregte, besonders bei den Künstlern, Aufsehen durch ihre in so vieler Hinsicht bedeutende Erscheinung. Da fing denn auch mein fast 33jähriges Junggesellenherz wieder einmal Feuer —

¹ Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Wittve. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1868. I. 145.

das erstemal seitdem ich mich in der Lage befand, Herz und Hand anbieten zu dürfen, und ich war nicht ohne Hoffnung der Erhörung.

„Hast du dir wirklich den Korb geholt?“ fragt mich meine Schreiberin. — Nein, ich glaube, daß ich noch zu rechter Zeit es erfahren, es habe inzwischen kein Geringerer als Friedrich Overbeck ihr Jawort nachgesucht und erhalten. — „Aber wie kann man so etwas nicht gewiß wissen?“ Je nun, mit der Zeit vergißt man auch dieses.“¹

¹ Erinnerungen von Dr. von Ringseis. I. 530. Historisch-politische Blätter 78, 920.